Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 5. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. Mai 1876.

Inhalt: P. Martin Schmid S. J. — Der römisch-katholische Kirchhof zu Feri-Keui bei Konstantinopel. — Chinesisches: X. Die Verehrung der Vorfahren in China. XI. Chinesische Währwölfe. XII. Ein heidnischer Pilger. — Die Mission der Maristen auf Neucaledonien. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Japan; China; Hinterindien; Birmanien; Griechenland. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

P. Martin Schmid S. J.

Ein Indianer-Missionär des vorigen Jahrhunderts.

Die folgenden Zeilen sollen uns das Lebensbild eines Mannes zeichnen, der es wohl verdient, in den „Katholischen Missionen" genannt zu werden, indem er ein volles Menschenalter, beinahe 40 Jahre lang, als Missionär unter den Indianern Südamerika's arbeitete. Dennoch wäre auch sein Name, wie der Name tausend anderer seiner Mitbrüder, die gleich ihm sich der Ausbreitung des Reiches Gottes hinopferten, vergessen und verschollen, wenn nicht seine Familie seit mehr als hundert Jahren die Briefe, die er ihr einst von jenseits des Weltmeeres schrieb, als ein heiliges Erbstück aufbewahrt hätte. Noch heutzutage pflegen ihre Glieder diese alten, vergilbten Papiere zu lesen und sich an dem Eifer und den Tugenden ihres längst verstorbenen Verwandten zu erbauen. Freundlicher Güte verdanken wir die Mittheilung dieser interessanten Briefe, und wir glauben, unsere Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir aus ihnen und einigen Notizen des Jesuiten Emmanuel Peramas, der eine kurze Lebensgeschichte des P. Martin Schmid verfaßte, ein Bild zur Erbauung zusammenstellen, wobei wir neben der äußeren Wirksamkeit auch den inneren Geist dieses apostolischen Mannes zu schildern gedenken.

1. Heimath und Jugend.

Das Zugerländchen zählt zu den anmuthigsten Gegenden der Schweiz und ein biederes, dem katholischen Glauben treu ergebenes Völkchen wohnte von Alters her in seinen Marken. Eine halbe Stunde vom nördlichen Ufer des schönen See's, der den Fuß des Rigi bespült, liegt in einem Walde von Obstbäumen versteckt das Dorf Baar mit seinem Kuppelthurme und seinen behäbigen Wohlstand verrathenden Wohnhäusern, rundum von saftigen Matten und stattlichen Gehöften umkränzt.

Hier wurde den 29. September 1694 aus einer der angesehensten Familien der Gemeinde Martin Schmid geboren. Seine gottesfürchtigen Eltern gaben ihm frühzeitig eine fromme Erziehung, und da der Knabe Lust und Liebe zur Musik zeigte, ließen sie sein Talent durch Unterricht und Übung entwickeln. Die wackeren Leute ahnten nicht, daß diese musikalische Bildung dereinst unter den Wilden Südamerika's die schönsten Früchte der Bekehrung tragen werde. Inzwischen hatte der Knabe die Freude, als Chorsänger mit seiner reinen Stimme zur Feier des Gottesdienstes mitwirken zu dürfen. Hiebei fand nicht nur sein frommer Sinn, sondern auch sein damals schon mildthätiges Herz seine Rechnung; an gewissen Tagen wurden nämlich Brode an die Chorknaben vertheilt und unser Martin schenkte dann all' sein Brod auf dem Heimwege von der Kirche an die Armen, gar froh, ihnen eine selbstverdiente Gabe reichen zu können. So zeigte sich schon damals jene Milde und Liebe seines Herzens, welche in der Folge zu einem Opfermuthe heranreifte, der auch vor dem Schwierigsten nicht zurückschrack.

Die Eltern des Knaben sahen mit Freuden seinen frommen

Sinn, und da sie in ihm auch die schönsten Talente wahrnahmen, schickten sie ihn nach Luzern, wo die Jesuiten ein vielbesuchtes, berühmtes Collegium besaßen, gewiß in der Hoffnung, ihn dereinst als Priester am Altare zu sehen. Unter Leitung dieser Lehrer machte Martin so schöne Fortschritte, daß er in jeder Schule zu den Ersten zählte. Gleichmäßig entwickelte sich sein Tugendleben; seine Liebe, Milde und Geduld wurden unter den Mitschülern fast sprichwörtlich und gewannen ihm Aller Herzen so sehr, daß sie selbst nach fünfzig Jahren noch treu an ihm hingen, ihm die herzlichsten Grüße und Briefe in die Urwälder Amerika's nachschickten und bei seiner Rückkehr darauf bestanden, daß der 77jährige Greis nach Luzern käme, damit sie seines theuern Umganges nochmals genießen könnten.

Nach Abschluß der Gymnasialstudien widmete sich Martin Schmid mit Auszeichnung der Philosophie. Dann trat die ernste Frage der Standeswahl an ihn heran. In eifrigem Gebete flehte er um Erleuchtung von Oben und bald zeigte ihm ein Strahl des hl. Geistes den Weg, den er zu seinem Heile und zum Heile vieler Anderer wandeln sollte. Es war ein Opfer, was von ihm gefordert wurde. Wie einst die Apostel sollte auch er Vater und Mutter und Alles verlassen, um in der besonderen Nachfolge Jesu Christi den Pfad des apostolischen Lebens zu betreten. Er fühlte sich in die Gesellschaft Jesu berufen und zauderte nicht, diesem Rufe zu folgen; auch seine Eltern brachten, so schwer es ihnen geworden sein mag, Gott willig das Opfer ihres Sohnes.

Den 5. September 1717 trat der Jüngling, 23 Jahre alt, zu Landsberg in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Nach Ablegung der Gelübde schickten ihn die Obern nach Hall, woselbst er drei Jahre lang segensreich als Lehrer in den untern Gymnasialklassen wirkte. Dann begannen die theologischen Studien zu Ingolstadt und im Jahre 1726 konnte er seinem Bruder Franz Sylvan und seiner Mutter — der Vater war inzwischen gestorben — nach der Heimath melden, daß er am Dreifaltigkeitssonntage das erste heilige Meßopfer darbringen werde. Dieser Brief, datirt aus Ingolstadt 30. April 1726, ist der älteste der uns vorliegenden Sammlung. Gleich auf dem ersten Blatte erschließt sich uns sein nach dem Heile der Seelen dürstendes Herz. Er schreibt unter Anderem[1]:

„Mein einziger Wunsch gehet dahin, daß ich ein taugliches Werkzeug werden möge, die Ehre Gottes meinem heiligen Berufe gemäß überall zu fördern und das Heil der Seelen, wo immer in der Welt es geschehen mag, zu suchen. Ja, ich werde nicht unterlassen, in dem heiligsten Meßopfer meinen liebsten Gott inbrünstig zu bitten, daß Er mir doch nicht meiner Sünden halber die Gnade versagen wolle, für Seine Ehre und das Heil der Seelen mein Blut zu vergießen und Leib und Leben darzugeben."

Der Wunsch, „wo immer in der Welt" als Missionär am Heile der Seelen zu arbeiten, der in diesen Zeilen nicht undeutlich ausgesprochen ist, sollte rascher in Erfüllung gehen, als der junge Priester vielleicht selbst zu hoffen wagte. Der General der Gesellschaft Jesu, P. Angelus Tamburini, bestimmte ihn für die Mission von Paraguay, und schon unter dem 11. Juli konnte er von München aus seiner Mutter schreiben:

„Ich eile, Ihnen zu berichten, daß mir nun das größte Glück widerfahren und daß ich darüber die unbeschreiblichste Freude empfunden habe. Jetzt sind meine heißesten Wünsche erfüllt, mein tägliches Bitten, mein einziges Verlangen erhört worden. Ich bin nämlich der glückseligen Zahl derjenigen zugezählt, welche in die neue Welt geschickt werden, die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten zu befördern."

Natürlich mußte diese Nachricht seiner Mutter schmerzlich sein, da sie auf die Hoffnung eines Wiedersehens hienieden zu verzichten hatte. Aber P. Schmid kannte ihren Geist des Glaubens und wußte, daß sie vor diesem Opfer, so schwer es der Natur auch fiel, nicht zurückschrecken würde. Von dem erhabenen Standpunkte des Glaubens aus spricht er ihr daher Trost zu:

„Ich kann mir zwar einbilden, daß diese Nachricht Sie, geliebteste Mutter, Anfangs nicht freuen werde, aber wenn Sie die Gründe bedenken, die mich bewogen haben, das Amt eines Missionärs zu suchen, so zweifle ich nicht, Sie werden sich mit mir freuen und dem unendlich gütigen Gotte für die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches den schuldigen Dank abstatten." Diese Beweggründe sind eine besondere Einsprechung Gottes und glühender Seeleneifer. „Nun bin ich so ganz überzeugt, in dem von Gott mir zugedachten Berufe zu sein, als wenn es mir durch einen Engel vom Himmel wäre angekündet worden. Der Gedanke, daß ich in der neuen Welt mehr als in der alten Gelegenheit finden werde, die Ehre Gottes zu befördern, welche alle Menschen suchen sollen, hat mein ganzes Herz erfüllt. Das Heil des Nächsten, dessen Beförderung mein ganzes Leben gewidmet sein soll, ruft mich aus der alten in die neue Welt. Wie viele tausend, ja unzählige Seelen gehen dort verloren, weil sie niemanden haben, der ihnen den Weg zum Himmel zeigt! Wie glücklich würde ich sein, wenn ich auch nur eine einzige Seele, z. B. eines unmündigen Kindes, durch die heilige Taufe retten und in den Himmel bringen könnte. Wahrlich, diese Gnade würde mich für alle Arbeiten und Mühseligkeiten, die ich ausstehen werde, im reichsten Maße belohnen!"

In der That, das sind die Gesinnungen eines apostolischen Herzens! Großmüthig schloß sich denn auch die Mutter dem Opfer ihres Sohnes an, in der Hoffnung eines um so seligeren Wiedersehens im Himmel. Auch scheint sie umgehends ihrem Sohne nach München geschrieben zu haben, und sie ließ es sich sogar nicht nehmen, ihm einen kleinen „Reisepfennig" beizulegen, hierdurch gleichsam ihre Einwilligung zu seiner Reise in die neue Welt besiegelnd. Denn in einem Briefe von Genua aus dankt er der Mutter noch ganz besonders für „die vierfache Dublone", welche er auf ihre Anweisung zu München von dem Hochw. P. Bissel genommen habe. Alles andere Geld hätte er zum Ankaufe von Geschenken für seine lieben Indianer verwendet; aber dieses Goldstück wolle er für einen Fall der Noth aufheben.

Aus dem Berichte über seine Reise von Innsbruck durch die Tyroler Alpen und durch die Lombardei nach Genua wollen wir nur folgende kurze Notiz mittheilen, die unseren Reisen von heute gegenüber nicht ohne Interesse sein dürfte. Die Reisegesellschaft bestand aus 13 Personen (7 Priester, 2 Laienbrüder und 4 Aspiranten), wofür ein Unternehmer Kutschen, Pferde und Fuhrleute stellte zu 9 Dukaten à Person, und dabei waren alle Unkosten einbegriffen, „so daß wir weder für Pferde noch für Speise und Trank irgend einen Kreuzer auszugeben brauchten". Die Reise dauerte 12 Tage; am 15. Juli verließen sie Inns-

[1] Wir geben die Briefstellen so viel als möglich wortgetreu, mit einziger Abänderung einiger veralteten Formen.

bruck und erreichten am 27. „die große und schöne Stadt Genua", in der unserem Pater vor Allem „die große Menge der Kirchen" gefiel, „welche mit Marmor, mit Gold und Malereien auf das Kostbarste ausgezieret sind".

Am Vorabende von Mariä Himmelfahrt ging es von Genua aus unter Segel. Es waren 14 Jesuiten an Bord und in Spanien warteten ihrer noch viele; als eine kleine Armee von mehr als 80 Mann sollten sie von dort in die neue Welt abreisen. Die Kosten dieser friedlichen Expedition wurden, wie wir aus den vorliegenden Briefen lernen, auf 80—90,000 Gulden geschätzt — nach heutigem Geldwerthe wohl 200,000 Mark — welche der König von Spanien und die Mission von Paraguay selbst gemeinschaftlich bezahlten.

2. Die erste Probe des Missionärs.

Gewiß, die Neuzeit mit ihren Erfindungen leistet den Missionären großen Vorschub, indem die von der Dampfkraft beflügelte Schraube die Missionäre innerhalb weniger Wochen an die entlegensten Gestade des Weltmeeres führt. Früher dauerte die Reise eines Missionärs oft Jahre lang. Allein auch diese langsamen und mit allen erdenklichen Mühsalen verknüpften Reisen hatten für den apostolischen Mann ihr Gutes. Sie waren gewissermaßen seine Schule und seine erste Probe; auf ihnen wurde er von Europa und seinen zahllosen Bequemlichkeiten entwöhnt, er hatte Gelegenheit, sich im Voraus mit den Sprachen und den Sitten jener Völker, zu denen er reiste, vertraut zu machen; er befestigte sich in der Schule des Kreuzes, dessen Pfad er nun vorzugsweise wandeln sollte, und so kam es, daß er gewöhnlich am Orte seiner Bestimmung fertiger und für seine Arbeit reifer ankam, als es heutzutage mitunter geschieht, wo ein Wechsel von wenigen Wochen den Missionär oftmals aus dem Getriebe und den Sitten europäischer Städte in die Einsamkeit der Wälder und unter barbarische Völker führt.

Auch unser P. Schmid mußte diese Vorschule des Glaubensboten in reichlichem Maße durchmachen. Die Reise nach Spanien war glücklich und verhältnißmäßig rasch abgelaufen; schon am 11. September erreichten sie Sevilla. Aber jetzt sollte die Geduld der Missionäre auf eine harte Probe gestellt werden. Die Schiffseigenthümer schoben die Abreise von Monat zu Monat hinaus; endlich kam ein Krieg zwischen Spanien und England um den Besitz der Festung Gibraltar zum Ausbruche, und nun wagte man es erst recht nicht, in See zu gehen, aus Furcht vor den zahlreich kreuzenden Kaperschiffen. Mehr als zwei Jahre waren so 31 ausländische und 50 spanische Missionäre gezwungen, die Verwirklichung ihrer apostolischen Wünsche in eine ungewisse Zukunft hinausgerückt zu sehen und sich Tag für Tag in der Geduld und der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes zu üben — zwei Tugenden, die den Missionären vor Allem nöthig sind. Während dieser Zeit schrieb P. Schmid sieben recht interessante Briefe über Spanien, dessen Sitten und Gebräuche an seine Mutter und Geschwister.

Als Beispiel seiner Schilderungen möge hier eine Stelle folgen. Sie erzählt von den Spielen und Tänzen bei den Prozessionen, welche als ein freilich kümmerlicher Rest der mittelalterlichen Sacramentsspiele sich in Spanien bis auf unsere Tage erhielten. Spanische Missionäre führten diese Sitte, wie wir in der Folge sehen werden, auch bei den neubekehrten Stämmen Südamerika's ein und unser Missionär, der sie Anfangs sehr sonderbar fand, unterrichtete später selbst die Indianerkinder in diesen Tänzen.

„Sehr wunderbar," schreibt er am 27. Februar 1727 aus Sevilla, „oder wie man zu sagen pflegt ‚spanisch', ist uns die Procession vorgekommen, welche die PP. Dominikaner an dem Rosenkranzfeste anstellten. Voraus trug man zwischen zwei Leuchtern ein Crucifixbild. Auf dieses kamen vier Zwerge oder Gaukler, welche sehr dick bekleidet waren und abscheulich große Köpfe mit Larven hatten. Die eine Figur sollte einen Herrn, die andere eine Frau vorstellen: jede hatte ihren Bedienten. Sie machten allerlei Possen und ließen sich von den schaarenweise mitziehenden Kindern verlachen. Alsdann folgten einige Bürger mit brennenden weißen Wachskerzen, auf welche wieder sechs große Riesen kamen. Diese waren fast dreimal so hoch als ein Mann. Drei waren als Männer und drei als Frauen gekleidet. Alle trugen lange Röcke von schönem Taffet, die bis auf die Erde hinuntergingen. Unter diesen waren sechs Männer versteckt, welche die Figuren trugen und sie nach beiden Seiten gegen das Volk wendeten, als wenn sie dasselbe bewillkommnen wollten. Uns ist dieses wirklich wie eine Fastnacht vorgekommen; aber die Spanier haben, wie sie sagen, dabei die Meinung, sie wollen dadurch sowohl ihre große Freude über das hohe Fest veranschaulichen, als auch zu zahlreicher Theilnahme an der Procession einladen. Das Übrige der Procession bestand in Herren und Bürgern, zwischen welche sich die PP. Dominikaner vertheilt hatten. Alle gingen paarweise mit brennenden Kerzen einher. An drei verschiedenen Stellen wurden Bildnisse des hl. Pius, des hl. Dominikus und der allerseligsten Gottesmutter Maria dahergetragen und vor jedem dieser drei Bilder befanden sich sechs Tänzer, welche fast immer tanzten. Ein jeder war auf andere Art und einer wunderlicher als der andere bekleidet. Die ersten sechs Tänzer hatten aus Holz gedrechselte Schalen, halben Nußschalen nicht unähnlich; diese hießen sie ‚Castagnietten', steckten sie an die Finger, schlugen sie aneinander und machten sich also eine hölzerne Musik. Die andern sechs waren mit hölzernen Degen bewaffnet und führten einen Schwerttanz auf, zu welchem eine Schalmei und ein Fagot musicirten. Von den letzten hatten fünf Guitarren oder ein ausgehöhltes Brett mit einigen Drahtsaiten bezogen, der sechste eine Geige. Diese tanzten am wackersten drauf los und jeder machte sich während des Herumspringens mit seinem Instrumente selber Musik dazu. Nach der Meinung der Spanier thun diese Tänzer das Gleiche, was ehemals König David that, welcher auch vor der Arche Gottes tanzte. In eben dieser Meinung werden vorzüglich in der Procession, welche am Feste des heiligen Frohnleichnams Christi gehalten wird, an verschiedenen Orten bis auf 20 Tänzer verwendet. Das Nämliche ist auch in den drei letzten Tagen der Fastnacht geschehen, an welchen täglich zweimal in der Kirche vor dem Hochaltare zehn Knaben das Hochwürdigste Gut mit Tanz und Gesang verehrten."

Die Briefe aus Spanien sind reich an solchen Sittenschilderungen; wir dürfen sie aber in diesem kurzen Lebensbilde nicht zu sehr häufen und wollen vielmehr einige Züge mittheilen, welche die Gefühle und Wünsche dieses seeleneifrigen Mannes beleuchten. Müßiggang kannte er nie; mit Eifer verlegte er sich sofort auf die Erlernung der spanischen Sprache und bald hatte er es darin so weit gebracht, daß er den Kindern den Katechismus erklären, predigen und Beicht hören konnte. Auch in diesen Arbeiten leitete ihn die göttliche Vorsehung in ganz besonderer Weise auf das Ziel hin, wofür sie ihn ausersehen hatte.

„Ich habe auch," schreibt er an seine Mutter, „mit Hilfe von noch vier anderen Jesuiten ein Buch, 50 Bogen stark, aus dem Spanischen in die deutsche Sprache übersetzt und es unserem P. Provinzial zugeschickt. Es enthält die Beschreibung einer

Frohnleichnamsprocession in Sevilla.

ganz neuen Mission in Paraguay ... die Völker dieser Mission heißen Tschikitos (Chiquito's)." [1]

Unter diesen Tschikitos sollte er sein Leben lang arbeiten. Seine Sehnsucht wuchs von Tag zu Tag und nur die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes machte ihm dieses von Monat zu Monat und endlich von Woche zu Woche verlängerte Harren erträglich: „Unterdessen ist es mir genug, daß der Wille Gottes geschehe, dessen unbegrenzter Vorsehung ich mich, ich mag in der alten oder neuen Welt sein, tausendmal aufgeopfert und geschenkt habe." [2]

Dann kamen Briefe aus Paraguay nach Spanien, welche reichlich Öl in die Flamme seines Seeleneifers und seiner Sehnsucht gossen:

„Heute (den 5. August 1727) theile ich Ihnen mit, daß ich immer noch in Spanien bin und mit allen meinen Gefährten, derer 80 sind, mit der größten Sehnsucht auf die Schifffahrt warte; denn wir wissen gar wohl, daß die armen, verlassenen Indianer unsere Hilfe höchst von Nöthen haben. Es ist noch gar nicht lange, seit ein Brief von unserem P. Provinzial aus Paraguay hier angekommen ist, worin dieser nicht genug sagen kann, mit was für einer heftigen Begierde er sich dort nach unserer Ankunft sehne. Er berichtet, es gebe ein indianisches Volk, welches Tschiriguaner genannt werde und mehr als 40,000 Seelen zähle. Diese haben vor mehreren Jahren zwei Missionäre, welche ihnen das heilige Evangelium verkünden wollten, gemartert; aber eben diese haben auch jetzt aus freiem eigenen Willen einige Abgeordnete zu ihm gesendet

Karawane in den Pampas.

und ihn inständigst gebeten, er möchte ihnen einige Missionäre gewähren, um von ihnen in dem wahren, christlichen Glauben unterrichtet zu werden, indem sie einhellig beschlossen hätten, ihren Unglauben zu verlassen und den katholischen Glauben anzunehmen. Weil aber der P. Provinzial keine Missionäre hätte, welche er entbehren könnte, so habe er die Abgeordneten einzig auf unsere Ankunft vertrösten müssen. Das muß uns billig schmerzen und wäre im Stande, unseren Aufenthalt uns hier schwer zu machen; denn wir verlangen gar nichts anderes, als nur recht bald in den Stand gesetzt zu werden, durch die Bekehrung der verlassenen Indianer die Ehre und Glorie unseres liebsten Gottes und das Heil dieser kostbaren Seelen zu befördern. Wie viele, wenn auch nur aus den unmündigen Kindern, werden unterdessen sterben, welche alle, wenn wir zugegen wären, mittelst der heiligen Taufe in den Himmel eingehen könnten!... Gott allein ist es, der uns indessen tröstet, dessen heiligstem Willen wir uns gänzlich aufgeopfert und geschenkt haben."

Und wieder schreibt er unter dem 22. Februar 1728 von Sevilla aus an seine Mutter:

„Schon lange hoffen wir mit Gewißheit, bald abreisen zu können. Ich habe auch deßwegen bisher nicht geschrieben. Ich glaubte nämlich von Woche zu Woche etwas Gewisses von

[1] Datirt: Sevilla, 27. Hornung 1727.

[2] Im nämlichen Briefe.

meiner Abreise melden zu können. Aber sie ist auch jetzt noch nicht bestimmt. Einige setzen ihre Hoffnung auf den April oder Mai, andere auf den August oder September. — Es geschehe der göttliche Wille!"

Der Missionär muß es verstehen, unter allen gegebenen Verhältnissen und nicht nur in einer Lage, wie er sie sich wünschte und träumte, am Heile der Seelen zu arbeiten. Auch hierin bewährte sich unser Pater, indem er sich trotz der stets erwarteten Abreise ein Feld der Thätigkeit öffnete.

„Vielleicht fragen Sie," fährt er in dem eben angeführten Briefe fort, „wie ich meine Zeit unterdessen zubringe. Diese kömmt mir jetzt viel kürzer vor als im ersten Jahre, denn jetzt verstehe ich die spanische Sprache so gut, daß ich mit großem Troste seit etlichen Monaten dem Heile des Nächsten abwarten kann. Ich höre Beicht, ich besuche die Kranken in den Spitälern und die Gefangenen in den Kerkern, wobei ich sie zur Geduld, zur Tugend und Buße ermahne, ich unterweise die Jugend in der christlichen Lehre, was hier höchst von Nöthen ist, indem nur während der Fastenzeit Christenlehre gehalten wird. Auch Deutschen schon habe ich Liebesdienste erwiesen; es lagen z. B. zwei lange Zeit krank im Spitale und einer ist schon seit einem Jahre in einem Gefängniß."

Endlich sollte der Wunsch der Missionäre doch in Erfüllung gehen. Am Vorabende von Weihnachten 1728 gingen sie von Cadix aus unter Segel. Es waren drei Schiffe, der „hl. Martin", den zwölf Franziskaner und ein Dominikaner bestiegen, und der „hl. Bruno" und „Franziskus", auf die sich 60 Jesuiten vertheilten. Ein ganzes kleines Heer von Missionären, die todesmuthig unter der Fahne des heiligen Kreuzes zu den friedlichen Eroberungen des Christenthums auszogen! Von der Insel Teneriffa aus konnte P. Schmid seine endlich erfolgte Abreise melden und am 30. April schrieb er in Buenos-Ayres die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in der neuen Welt, dem so heiß ersehnten Lande seiner Mühen und Arbeiten. Die heilige Kirche feierte den Charfreitag, da sie in den Hafen einliefen. „Gleichwie wir also am Vorabende, wo der Welthelland auf die Welt gekommen und zu leben angefangen, den Anfang unserer Reise gemacht haben, ebenso haben wir auch an dem Tage, wo er für uns gestorben und sein Leben geendet hat, unsere Schifffahrt vollendet," bemerkt unser Pater in dem Briefe an seinen Bruder.

Die Missionäre wurden von dem Bischofe, dem Gubernador, dem ganzen Volke mit Jubel unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen empfangen und freuten sich, eine frohe Osterwoche nach den Mühsalen des Meeres im College der Gesellschaft Jesu, in dem Kreise ihrer Mitbrüder zubringen zu können. Dann wurden sie von dem Obern für die verschiedenen Missionsstellen vertheilt, und P. Schmid erhielt zu seiner großen Freude die Sendung in das Land der Tschikitos.

„Was das Ziel meiner Reise betrifft," berichtet der überglückliche Mann in seinem nächsten Briefe[1], „so gehet sie dahin, wohin alle Missionäre vorzüglich sich sehnten, wohin aber von allen nur vier so glücklich waren, gesendet zu werden, nämlich zwei Spanier, P. Michael Streicher aus Amberg gebürtig und ich. Es ist dieses die Mission de los Chiquitos, der Tschikiten. Diese Missionen sind noch gar nicht alt.... Der Umstand, daß ich die Musik verstehe, hat nicht wenig dazu geholfen, daß ich das Glück gehabt habe, in diese Mission geschickt zu werden. Jetzt erkenne ich erst, warum die göttliche Vorsehung es fügte, daß ich in meiner Jugend die Musik erlernen sollte.... Man weiß, daß die Indianer eine ganz besondere natürliche Neigung zur Musik haben. Daraus folgt, daß sie dadurch in der Kirche zur inbrünstigsten Andacht bewegt und sonst noch zu allen Dingen dadurch am leichtesten angetrieben werden. Ebenso können die noch ungläubigen und barbarischen Indianer durch die Musik leichter, als durch jedes andere Mittel, aus den Wäldern und Höhlen herausgelockt, in die christlichen Dörfer eingeführt und in ihnen festgehalten werden, daß sie nicht wieder, wie sonst auch schon geschehen ist, davon fliehen."

Voll Freuden über das ihm gewordene Loos trat unser Missionär im Frühjahre 1729 von Buenos-Ayres aus die ungeheure Reise von mehr als 300 deutschen Meilen an, in nordwestlicher Richtung ganz Südamerika durchkreuzend. Quer durch die Llanos oder Pampas — jene unabsehbaren, nach allen Seiten hinbaum- und berglosen Steppen — führte der mühselige Weg[1].

Diese Steppenfahrt beschreibt P. Schmid in einem Briefe aus Chuquisaka also:

„Die Art und Weise zu reisen, ist in Europa ganz anders als in Amerika. Auf unserer ganzen Reise war kein einziges Wirthshaus anzutreffen, viel weniger eine Stadt oder ein Dorf. Mehr als 100 Leguen (spanische Meilen) weit sieht man keinen Berg, ja keinen Baum und keinen Stein, alles ist das schönste ebenste Feld. Auf diesem sahen wir fast täglich ganze Schaaren von Hirschen und Straußen, wie auch viele hundert oder tausend wilde Pferde, welche keine Herren haben und Sommer und Winter in diesen schönen Weiden sich aufhalten. Vor ungefähr 30 Jahren waren diese unermeßlichen Felder mit Kühen angefüllt, welche ebenfalls wild und herrenlos weideten. Sie sind aber von den Spaniern nach und nach gefangen und getödtet worden und zwar meistens nur wegen der Zunge und wegen der Häute, deren sie viele tausend nach Europa gebracht haben. Das übrige Fleisch ließen sie auf dem Felde liegen und verfaulen. Deßwegen ist aber auch heutzutage noch kein Mangel an Fleisch oder Kühen. Da kann man nicht in die Metzig gehen, um nur ein oder zwei Pfund Fleisch zu kaufen; ohne Wage verkauft man es beim Viertel und ein Ochsen-Viertel kostet ganzer zwei Realen (acht Realen sind gleich einem Peso oder Thaler).

Nachdem wir uns in Buenos-Ayres mit Brod und Wein und anderen Lebensmitteln versehen hatten, wie auch mit Holz und Kohlen und verschiedenem Küchengeschirr, als wenn wir wieder über Meer, wo man nirgends einkehren kann, fahren müßten, so sind wir, 59 Jesuiten an der Zahl, den 25. Juni in 50 großen Wägen von Buenos-Ayres ausgefahren. Die Spanier nennen diese Wägen Carretas. Sie haben nur zwei Räder, aber jedes ist vier Ellen hoch. Jeder Priester hatte einen Wagen für sich; in diesem konnte er zu Nacht schlafen, bei Tag aber gleichsam in einem Zimmer sein und doch fortreisen; die Scholastiker hatten je zwei einen Wagen. Die übrigen waren mit Lebensmitteln und verschiedenem Geräthe gefüllt. Das Fleisch hatte man nicht nöthig aufzuladen, denn man trieb eine große Anzahl junger Rinder mit fort, um sie auf der Reise, wann und wo es die Nothdurft forderte, zu schlachten. Ein jeder Wagen oder

[1] Datirt: Potosi in Peru, 3. März 1730.

[1] Es wird unsere Leser interessiren, daß unser glorreich regierender Papst Pius IX., damals noch D. Giovanni Mastai, im Januar 1824 diese selbe Reise von Buenos-Ayres aus quer durch die Pampas von Südamerika machte. Der junge Kanonikus Mastai war damals Begleiter des Erzbischofs Muzi, der sich im Auftrage Pius' VII. nach Chile begab, um mit der neuen Regierung des Landes ein Concordat abzuschließen.

Karren wurde von vier mehr wilden als zahmen Ochsen gezogen; diese mußten mitunter abgewechselt werden und deßwegen wurden mehr als 500 Ochsen mitgetrieben. Ein jeder Wagen hatte seinen besondern Fuhrknecht; dieser ging nicht zu Fuß, sondern hatte auf der vordern Seite des Karrens einen Sitz. Von da aus leitete er die Ochsen nicht mit Stricken, sondern das vordere Gespann mit einer langen Stange und das hintere mit einem Stecken. Beide Instrumente waren mit einem eisernen Nagel versehen, mit dem sie die Thiere oftmals stupften, daß reichliches Blut über sie herabfloß. Noch andere 20 oder mehr Knechte waren zu Pferd; diese mußten die Ochsen-, Rinder- und Pferde-Heerden bei Tag mit forttreiben, bei Nacht aber bewachen."

So durchzog die Carawane die Pampas. Nach 33 Tagen erreichte man Cordova. Von da ging für P. Schmid in ähnlicher Weise die Fahrt weiter über St. Jago, St. Miguel und Salta, wo er die Freude hatte, einen Landsmann, den P. Karl Rechberg aus Uri, zu treffen, nach Potosi in Peru, das durch seine Silberwerke damals, wie noch heute, hochberühmt war. „Dieser Ort ist groß und volkreich," schreibt P. Schmid, „und wegen seines reichen Silberberges bekannt, aus welchem die Spanier schon so viel Silber ausgegraben haben, daß man zu sagen pflegt, man könnte daraus über Land und Meer bis nach Spanien eine ganz silberne Brücke machen. In diesem Silberbergwerk arbeiten viele tausend Indianer, so daß an allen Sonntagen des ganzen Jahres als Taglohn wenigstens 12,000 Thaler in baarem Gelde ausbezahlt werden." Hier verbrachten die Missionäre die heilige Fastenzeit des Jahres 1730 und reisten dann, sobald die wegen der Regenzeit ausgetretenen Ströme es gestatteten, über Chuquisaka und St. Cruz de la Sierra nach dem Lande der Tschikitos-Indianer.

So hatte die Reise unseres Missionärs fast vier Jahre gedauert, eine schöne Zeit, um sich durch Mühen und Entbehrungen, durch Geduld und Gottvertrauen auf die apostolischen Arbeiten vorzubereiten. Bevor wir aber den Segen dieser Kreuzesschule betrachten, wollen wir uns Land und Leute etwas näher ansehen, welche dieses Segens theilhaftig werden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Der römisch-katholische Kirchhof zu Feri-Keui bei Konstantinopel.

Auf den Höhen von Pera, Konstantinopel gegenüber, erstreckt sich neben anderen Begräbnißplätzen verschiedener Religionsgenossenschaften auch das sogenannte „Große Feld der Todten", ein ungeheurer türkischer Friedhof, dessen Rasendecke Tausende und Tausende bedeckt. Dieser Todtenacker hat seine eigenthümliche Schönheit, und die Fremden, welche die alte Stadt Konstantins besuchen, versäumen es nicht, ihn zum Ziele eines Ausfluges zu machen. Von einem französischen Reisebeschreiber wird uns das Bild etwa so geschildert:

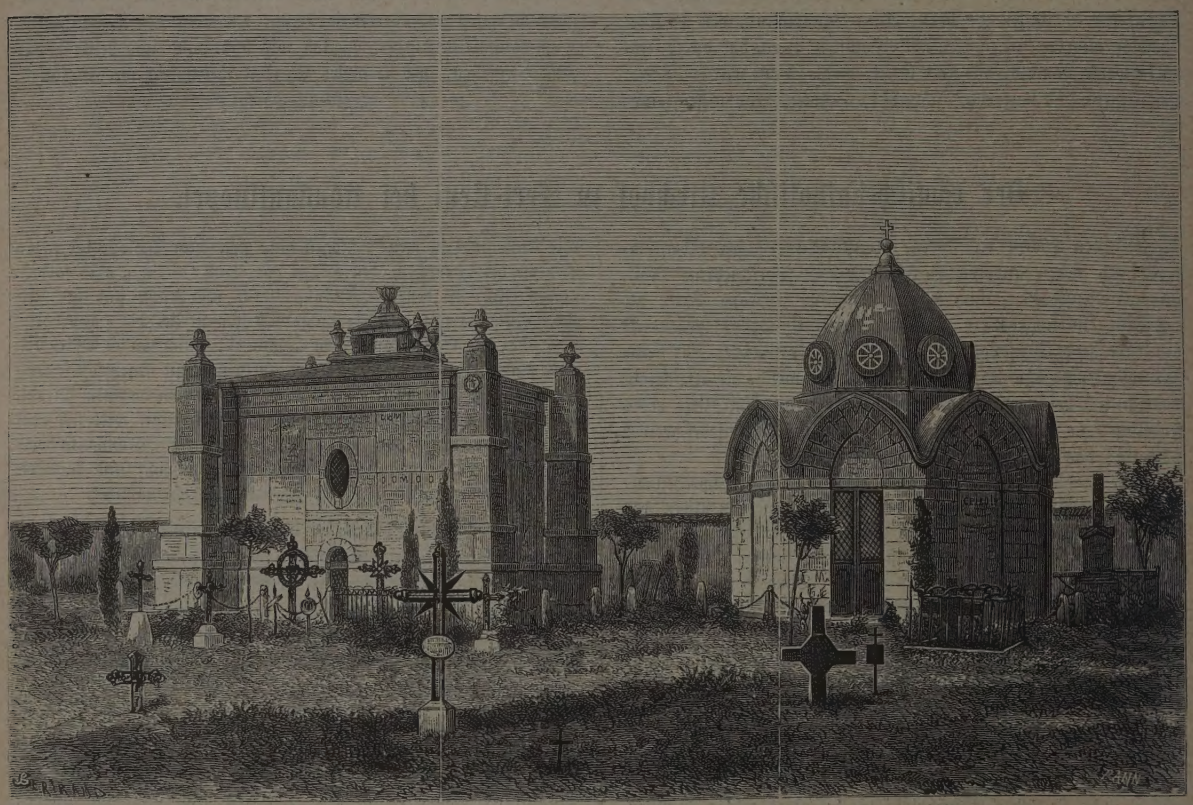
„Eine strahlende Sonne übergießt die mit dunkeln Cypressen bestandenen Abhänge des Hügels, der sich sanft zu den Ufern des ‚goldenen Hornes' hinabsenkt. Im Schatten dieser uralten Trauerbäume erheben sich zahllose Leichensteine, deren weißer Marmor sich scharf von den tiefgrünen Zweigen abhebt. Ohne Regel und ohne Ebenmaß stehen sie in buntem Durcheinander; die einen neigen sich nach Rechts, die andern nach Links, und der farbige Turbanknauf, der alle ziert, verleiht ihnen in der Ferne fast menschliche Gestalt. Einige dieser Todtensäulen sind mit Koransprüchen beschrieben und frisch bemalt, andere, längst gestürzt und geborsten, dienen nur mehr als Einfassung der wenigen Wege, die das ungeheuere Feld des Todes durchkreuzen. Hin und wieder sieht man mit niedrigen Mauern und Gitterwerk umfriedete Stellen, die ausnahmsweise geebnet und gepflegt sind; sie bilden Begräbnißstätten besonders reicher Familien. Zwischen den Gräbern lagern sich gewöhnlich im Schatten der Bäume zahlreiche Gruppen türkischer Frauen, die auf Teppichen kauernd lange Pfeifen rauchen und die Stunden träge verplaudern, während spielende Kinder sich zwischen den Gräbern und im Buschwerk tummeln. Bezaubernd ist das Panorama, das sich von diesen Höhen dem entzückten Auge darbietet. Über die Leichensteine und Cypressen des tiefer liegenden Friedhoftheiles und über den rothen Häusern der Vorstadt Kassem Paschah hinweg erblickt man den blauen Spiegel des herrlichen Golfes, der sich von Serai-Burnu bis hinüber zu den süßen Quellen auf dem europäischen Ufer ausbreitet. Jenseits erhebt sich amphitheatralisch ansteigend das weite Häusermeer von Stambul mit seinen bunten Kuppeln, seinen schlanken Minarets, seinen weißen Moscheen und den Bogen der alten Wasserleitung des Kaiser Valens, die sich scharf von dem tiefblauen Hintergrunde abheben. Dunkle Cypressen und die Kronen mächtiger Platanen steigen hin und wieder aus dem Gewirre der Häuser und Dächer empor. So dehnt sich die alte Kaiserstadt in weitem Bogen hin, von dem Schlosse der sieben Thürme bis hinauf zu den Höhen von Ejub — ein großes farbenreiches Bild, zu dessen Schöpfung Natur und Kunst und der Reiz einer vielhundertjährigen Geschichte sich schwesterlich die Hand boten. Und über das Ganze zaubert die Sonne ein wundervolles Spiel von Helle und Schatten; während der Vordergrund mit seinen fast schwarzen Cypressen und schimmernden Leichensteinen vom warmen Strahle beleuchtet alle Gegenstände in scharfen Umrissen zeigt, webt sich über den Bosporus und über die Bauten und Paläste Konstantinopels wie ein feiner, durchsichtiger Schleier Luft und Licht und läßt die äußersten Linien mit dem blauen Horizonte verschwimmen."

Allein nicht bloß dieses herrlichen Schauspiels halber besteigt der katholische Reisende die Höhen von Pera, und er verläßt sie nicht, ohne auf den Gräbern seiner Glaubensbrüder ein frommes „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe" zu beten und im Geiste in die verflossenen Jahrhunderte zurückzukehren, wo die hier Begrabenen vielfach ein Leben voll Leid und Gefahr in der Hauptstadt des Türkenreiches führten.

Im Jahre 1535 wurde durch einen Vertrag zwischen dem französischen Könige Franz I. und dem Sultan Soliman die Vorstadt Pera dem Botschafter Frankreichs als Wohnstätte angewiesen. Da siedelten sich auch die andern Bevollmächtigten der katholischen Missionen an und unter ihrem Schutze bildete sich eine lateinische Gemeinde, deren Leitung im Jahre 1583 von Gregor XIII. den Vätern der Gesellschaft Jesu übergeben wurde. Gerne übernahmen die Jesuiten diesen gefährlichen Posten. P. Julius Mancinelli bezog mit fünf seiner Mitbrüder das alte Kloster des hl. Benedikt zu Galata und begannen unter den Augen der Erbfeinde des Christennamens die Arbeiten des apostolisches Berufes. Der Gründer der Mission von Konstantinopel mußte später nach Italien zurückkehren und starb im Jahre 1618 zu Neapel im Rufe der Heiligkeit; seine ersten fünf Gefährten hatten alle den Trost, als Märtyrer der Liebe im Dienste der Pestkranken zu fallen. Andere Missionäre füllten die Lücken, die der Tod riß, und so zieht sich bis herab auf unsere Tage eine lange Kette apostolischer Männer, welche in gefahrvollen

Zeiten, dem Hasse der Türken unablässig ausgesetzt, unter den zahlreichen christlichen Sklaven, Kaufleuten und Matrosen, auf den türkischen Galeeren, am Krankenbette und in den Gefängnissen unermüdlich am Heile der Seelen arbeiteten. Viele Tausende von Katholiken, die hier fern von der Heimath starben, empfingen aus ihrer Hand die Tröstungen der heiligen Religion. Ihre Seelen freuen sich jetzt am Throne Gottes, während ihre Leiber in dem Friedhofe auf den Höhen von Pera der Auferstehung entgegenschlummern, eine reiche, kostbare Saat der katholischen Mission von Konstantinopel!

Vormals begrub man die Katholiken zumeist auf dem „Großen Felde der Todten", in neuerer Zeit aber, und namentlich seit dem Krimkriege, nördlich von diesem auf einem eigenen Friedhof. Dahin wurden die Gebeine vom gemeinsamen Begräbnißplatze unter Leitung des hochw. Herrn Anton Giorgiowich übertragen. Das Denkmal, das sie aufnahm, darf mit Recht einzig in seiner Art genannt werden und hat historisches Interesse. Über einem geräumigen Gruftgewölbe, in dem die Reste vieler Tausende ruhen, erhebt sich in einfachem Stil ein länglich viereckiger Bau, dessen Seiten mit Obelisken geschmückt sind. Dieser große steinerne Sarkophag hat in seinem Innern eine Kammer, welche in gesonderten Schreinen die Überreste besonders bekannter Verstorbenen birgt. Was aber dem ganzen Denkmal seinen eigenthümlichen Charakter verleiht, ist der Umstand, daß es ganz aus alten Grabsteinen zusammengesetzt ist und daß somit seine Außenseite die seltsamste Mosaik von Inschriften bildet. Die



Monument und Kapelle auf dem katholischen Kirchhof von Konstantinopel.

verschiedensten Sprachen und das Andenken an Männer der verschiedensten gesellschaftlichen Stellung ist hier vereint, und so bietet dieses Denkmal ein sprechendes Bild der römisch-katholischen Gemeinde von Pera, die seit Jahrhunderten aus einem bunten Gemenge von Nationalitäten zusammengefügt war. Da treffen wir deutsche, englische, italienische, französische, albanesische, arabische, armenische, kroatische, griechische, lateinische, russische und türkische Inschriften, und ihr Inhalt besagt uns, daß Priester des Altares, feine Diplomaten, hochgestellte Beamten, fremde Gelehrte, Kaufleute aus Venedig, Matrosen und arme Christensklaven, die mit ihren Ketten in die Grube gelegt wurden, alle als Brüder des einen katholischen Glaubens hier friedlich beisammen ruhen.

Eine oder die andere dieser Inschriften wollen wir Beispiels halber mittheilen. Die älteste von allen finden wir über der Thüre, die zur Gruft führt, eingemauert, und wir können ihr Bild unsern Lesern zeigen. In schönen gothischen Buchstaben heißt es:

Sepulcrum Domini Andrioli de Pagana et haeredum suorum qui obiit anno Domini MCCCXXXV die XV. junii.

(Grabmal des Herrn Andriolus de Pagana und seiner Erben; er starb im Jahre des Herrn 1335 am 15. Juni.)

Dieser Grabstein hatte ursprünglich auf dem Kirchhof des hl. Franz zu Galata gestanden, war aber von dort 1697 auf den großen Begräbnißplatz übertragen worden, wo man ihn im Jahre 1864 in einer Tiefe von zwei Meter auffand. Die unter dieser Platte zu beiden Seiten des Thorbogens befindliche

Inschrift ist neu und besagt, daß dieses Monument das Werk des Priesters Anton Giorgiowich sei.

Ein anderer, recht interessanter Grabstein, der sich auf der Ostfronte am ersten Sockel des Obelisken linker Hand vorfindet, trägt folgende Aufschrift:

Wilhelmus Quackelbe . . . . Belga, Cortracenus, medicinae Doctor et omnis philosophiae peritissimus cum Constantinopoli pluribus annis Reipublicae Christianae navasset operam, tandem iter, quod in patriam negabatur, Christo duce vertit in coelum, obiit peste VIII. id. maj. MDLXI.

Eodem agro sepeliuntur N. N.

(Wilhelm Quackelbe . . . . ein Belgier aus Courtray, in der Arzneikunde Doktor und in der gesammten Philosophie wohlbewandert, reiste, nachdem er zu Konstantinopel durch mehrere Jahre der Christenheit gedient, unter Christi Führung in den Himmel, da ihm der Weg zur Heimath verwehrt war. Er starb an der Pest den 7. Mai 1561. Auf demselben Felde wurde begraben N. N.)

Dieser Belgier aus Courtray war der Arzt Busbecq's, des kaiserlichen Botschafters an der ottomanischen Pforte. Er scheint als Opfer seines Berufes bei der großen Pest von 1561 gefallen zu sein. Damals wurde das „Große Feld der Todten" eröffnet und Quackelbe's Stein mag das erste Grabmal sein, das daselbst errichtet wurde, und bildete zugleich ein gemeinsames Andenken der mit ihm verstorbenen Katholiken.

Das Werk des hochw. Herrn Giorgiowich wurde erst im

Alte Inschrift auf dem katholischen Kirchhof von Konstantinopel.

Jahre 1873 vollkommen vollendet, da doch die Übertragung der Gebeine schon im Jahre 1864 begann. Neben diesem großen Beinhause steht eine Grabkapelle, ein regelmäßiges Oktogon mit achtseitiger Kuppel. Hier werden jährlich Gedächtnißmessen gelesen, und namentlich auch ein feierlicher Trauergottesdienst für die während des Krimkrieges in den Militärlazarethen von Konstantinopel verstorbenen Franzosen abgehalten.

Ein bedeutender Theil des Friedhofs, das sog. Militär-Viereck, ist der Ruhestätte dieser zahlreichen Opfer gewidmet. Die französische Regierung hatte die Aufmerksamkeit, alle Franzosen, die in der Umgegend von Konstantinopel begraben wurden, in die geweihte Erde dieses katholischen Gottesackers übertragen zu lassen. So ruhen hier 12,339 Soldaten. Ein riesiger Sarkophag und zwei hochaufgeführte Grabgewölbe bezeichnen die Ruhestätte dieser zahlreichen Opfer des Krieges und ein Obelisk weist die Namen der 75 Ärzte, die in den verpesteten Militärlazarethen ihren Tod fanden.

Auch dieser katholische Kirchhof von Konstantinopel, mit den vielen verschollenen Namen seiner Grabinschriften, ist eine Illustration der opferwilligen Missionsthätigkeit der katholischen Kirche. So viele ihrer hier begraben liegen, sie haben auch hier, in der Hauptstadt des Islam, der Sorgen und Mühen katholischer Missionäre nicht entbehrt.

Chinesisches[1].

X. Die Verehrung der Vorfahren in China.

Es gibt kein Volk, das so zähe wie das chinesische an den altherkömmlichen Gebräuchen festhält; was die Vorfahren vor vielen Jahrhunderten thaten, das thun ihre späten Enkel heute noch und mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit beobachten sie alle Satzungen und Übungen des Aberglaubens, die von ihren Ahnherrn beobachtet wurden. Diese Zähigkeit, die der Ausbreitung des Christenthums ein Hinderniß entgegenstellt, das nur die Gnade von Oben überwinden kann, hat vorzüglich ihren Grund in einem sehr lebhaften Familiengeist, der sowohl in den einzelnen Häusern als in dem Familientempel seinen religiösen Ausdruck findet. An beiden Orten empfangen die verstorbenen Glieder der Familie ihre Opfer und ihren Weihrauch, und wie es der lebendige Wunsch des Chinesen ist, in ihren Reihen von seinen Nachkommen dereinst Verehrung zu empfangen, so kennt er keine größere Schmach, als aus den Familienverzeichnissen ausgetilgt und aus dem Familientempel verstoßen zu werden.

Schon der häusliche Herd ist eine Cultusstätte der Ahnen. Auf den Thürflügeln, überall an den Mauern prangen religiöse Symbole, die sich darauf beziehen. Das Empfangszimmer ist eine Art Kapelle: da stehen die von Alters her verehrten Götzen und auf dem Altare brennen Rauchwerk und Lampen. Die Geister der Ahnen — meint der Chinese — lieben dieses Bildwerk aus Metall oder Holz und weilen bei ihm; so wirft sich denn jedes Glied der Familie, das Kind wie der Greis, vor ihnen zu Boden und bringt ihnen und den stummen Götzen Weihrauch und Opfer. Aber mit diesem Culte begnügte sich der Chinese nicht; wie jedes Haus seine Privatkapelle hat, so besitzt die ganze Familie ihren Familientempel.

Der Familientempel heißt Tse-dam, „Tempel der Ahnen". Es gibt wenige Dörfer in China, die nicht ihre Tse-dam hätten. Die Vorderseite schmückt eine Inschrift, welche in vier Buchstaben den Zweck des Baues bezeichnet, etwa so: Schang (Name der Familie) — Sche (Familie) — Tsong (Ahnen) — Se (Opfertempel), mithin: „Opfertempel der Ahnen aus der Familie Schang". Wenn man sich einem chinesischen Dorfe nähert, so fällt der Tse-dam sofort in die Augen; hätte er einen Glockenthurm, so könnte man den Tempel, was Länge und Höhe betrifft, für eine unserer Dorfkirchen halten; freilich ist der Stil und namentlich die Form des Daches sehr verschieden. Den Bau kann man in seiner Art schön nennen, obwohl die Vollendung der Details ein europäisches Auge mit den Fehlern des Ganzen aussöhnen muß. Das Mauerwerk ist niedrig und ohne Fensteröffnungen; das sonderbar geformte Dach bedeckt eigentlich drei sich über einander erhebende verschiedene Gebäude, die durch prächtige Höfe getrennnt sind. Der innere Hof ist reich verziert, die Steinfließen sind kostbar. Oftmals findet man da einen Wassergraben, über den eine gewölbte Brücke mit zierlichen Geländern, Thierfiguren und anderes bizarres Bildwerk darstellend, nach der Platiform führt. Auf einer breiten Treppe steigt man von da zum dritten Bau, dem eigentlichen Heiligthum, hinan. Dieser Theil des Tempels ist besonders sorgfältig und kostbar ausgeführt, denn in ihm sind die „Tafeln der Ahnen" niedergelegt, da stehen die Altäre, auf denen die Familienhäupter Rauchwerk und die öffentlichen Opfer darbringen.

Die Ahnentafel ist eine Platte, deren Größe und Schmuck von der Würde des Mannes bestimmt wird, dessen Andenken sie verewigen soll. Die gewöhnlichen Tafeln sind etwas über zwei Centimeter hoch und acht bis neun Centimeter breit; auf ihnen sind 15 bis 20 Buchstaben eingegraben, welche Datum, Würde und Namen bezeichnen, und alle tragen das mystische Zeichen Schen-Wei, d. h. „Wohnort seiner Seele". Geben wir das Muster einer solchen Inschrift: „Im 10. Jahre des Tao-Kuang, am 5. Tage des 6. Mondes, starb Wang-Kong-Lin, Mandarin des dritten Grades — seine Seele weilt hier." Diese Tafeln sind auf treppenförmigen Stellagen, die der Stolz der Familie reich verziert und verschwenderisch vergoldet wissen will, und die von drei Seiten die Estrade umschließen, nach ihrem Rangverhältnisse aufgestellt, und sie bilden einen Gegenstand heiliger Scheu und Verehrung für den Chinesen.

Auch das obere Stockwerk dieses dritten Baues dient demselben Zwecke. Da steht in Mitte der Estrade und der Tafelgestelle eine Urne aus Guß, in die man das Rauchwerk und das zu verbrennende Gold- und Silberpapier wirft, und im Hintergrunde des Raumes stehen noch mehrere Räucherpfannen. Die Opfergaben sind ungefähr dieselben, wie man sie in den Pagoden den Götzen darbringt: Fleisch, Wein und Früchte. Die Zahl der Tafeln ist natürlich unbegrenzt; wenn im Laufe der Zeit und im Wechsel der Geschlechter alle Plätze der Gerüste gefüllt sind, so tritt der Familienrath zusammen, der die Pflege des Tempels hat, und räumt die ältesten Tafeln mit großer Ehrfurcht weg, aber sie werden nicht vernichtet. Kein Anrecht auf eine Gedenktafel haben alle, welche nicht verheirathet waren, und die kinderlosen Frauen, wenn sie nicht ein fremdes Kind zum Erben annehmen.

So ist der Tse-dam der Stammbaum des Todes, aber die Chinesen haben auch ein Buch der Lebendigen, den Kia-pu, die Familienregister. Seit unvordenklichen Zeiten ist der Familienrath auch mit der Obsorge für sie betraut. Zweimal im Jahre, an den ersten drei Tagen des Jahres und in den Tagen des Tsin-Min, der Frühlingsfeier, wird den Ahnen im Tse-dam geopfert. Zur selben Zeit versammeln sich alle Familienhäupter — wer ohne genügenden Grund wegbliebe, würde sich eines schweren Fehlers gegen die Verwandtenliebe schuldig machen — und in diesen Versammlungen öffnet man die Familienregister; die Namen der neugebornen Kinder und der durch Heirath in die Familie getretenen Schwiegertöchter werden mit der größten Genauigkeit bis auf Tag und Stunde niedergeschrieben, ebenso die Todesfälle, die Heirathen und was sonst sich etwa ereignet hat. Alle zehn Jahre werden diese Aufzeichnungen in Holz geschnitten und gedruckt und die neuen Blätter dem Kia-pu beigefügt. Nach einem Zeitraume von 60 Jahren gilt der Band für abgeschlossen, nun wird er sonderbarer Weise neu gedruckt und das ursprüngliche Exemplar im Tse-dam vor dem Familienrathe verbrannt — so fordert es der herkömmliche Gebrauch. Der Neudruck des Kia-pu verlangt bedeutende Auslagen, jeder Band etwa 150 Piaster; eine Sammlung von dreißig Bänden — und so stark sind diese Familienregister durchgehends — kommt auf über 21,000 Mark. Man kann hieraus einen Schluß auf den Reichthum der Familien

[1] Vgl. diese Monatschrift 1875, S. 58.

in China ziehen. Unsere Könige und unser Adel rechnen es sich zur ganz besonderen Ehre, den Stammbaum und die Bilder der Ahnengallerie bis in's graue Alterthum zurückführen zu können; aber wo sind in Europa die bürgerlichen Geschlechter, dem dasselbe möglich wäre? In China kann es jeder Bauer. In dem Kia-pu der Familie Ing, schreibt ein Missionär aus China, finden sich auf dem ersten Blatte die genauen Daten der Vorfahren vom Jahre 923—934, eine Karte von Ing-tsen und Sue-Tom mit Abbildung der Grabstätten, Denkmäler, Portraits der hervorragendsten Familienglieder, ihrer Särge und Inschriften. Die Familie Ho hat die Namen von vier Ansiedlern aufbewahrt, welche im neunten Jahrhundert ihr Zelt da aufschlugen, wo heutzutage das schöne Dorf Ho-tsen steht. Und diese Aufzeichnungen scheinen vollkommen zuverlässig zu sein. Welch' reiche Quelle würden ähnliche fortlaufende Geschlechtsregister unserer Geschichtsforschung bieten?

Dieser Familiencult würde aber auch, auf die richtigen Grenzen zurückgeführt, ein starkes moralisches Mittel sein, um alle Glieder der Familie vor jeder entehrenden Handlung zurückzuhalten. Schon jetzt übt er in gewissem Maße diese Kraft, denn mehr als die Hand des Henkers wird die Austilgung aus dem Kia-pu gefürchtet. Allein das Heidenthum vergiftet diese Einrichtung; die Geschlechtsregister sind den Schutzgottheiten des heimathlichen Herdes und Thales geweiht. Wenn nun Gott eines dieser heidnischen Herzen rührt und dem Lichte des Evangeliums öffnet, so entsteht alsbald ein schwerer Kampf zwischen Natur und Gnade. Die ganze Familie erhebt sich gegen den Katechumenen, verstößt ihn aus ihrem Schooße und streicht seinen Namen aus ihren Registern. Glücklich, wenn der Verfolgte Kraft genug hat, Alles zu verlassen, um Alles zu gewinnen!

XI. Chinesische Währwölfe.

„Wenn Ihr augenblicklich unsere Dörfer durchwandern würdet," schreibt P. Edel S. J. aus Petscheli, „so würdet Ihr verwundert sehen, daß allerwärts Mauern und Wände mit Kreisen bedeckt sind, die man mit Kohlen oder Kreide hinmalte, daß unsere sonst friedfertigen Bauern nicht ohne einen tüchtigen Stock ausgehen, daß keines der muntern Kinder auf Wegen und Straßen spielt, daß mit einem Worte wie ein drückender Alp eine unheimliche Stille auf unsern Petschelianern lastet. Was hat das zu bedeuten? Wölfe sind in der Gegend, wahre, leibhaftige Wölfe! Freilich hat sie Niemand gesehen, aber alle Welt redet davon und Jedermann zittert bei dem Gedanken, wie diese greulichen Vierfüßler in's Land kamen. Hören Sie! Vor einiger Zeit — so erzählt man — kam eine Barke von weit, weit her, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Schiffer, nur Greise mit weißen Bärten und funkelnden Augen waren in dem Schiff; es fuhr fort, schnurstracks gegen den Wind. Bei einem gewissen Dorfe hielt das Fahrzeug von selbst, die weißbärtigen Greise stiegen alle aus, und da sich einige neugierige Kinder heranwagten, verwandelten sich die sonderbaren Alten urplötzlich in Wölfe und zerrissen die armen Kinder, bevor man drei zählen konnte. Den Namen des Dorfes kennt man so genau nicht, aber die Thatsache ist unzweifelhaft — und so haben wir Wölfe, Währwölfe im Lande. Aber was sollen denn all' diese weißen und schwarzen Kreise? Das ist höchst einfach, und wenn Ihr es nicht errathet, so fraget den ersten besten Chinesen, der Euch begegnet! Er wird Euch erklären, daß Wolfsschlingen gewöhnlich eine runde Form haben, daß folgerichtig die Kreise an den Mauern ungefähr wie Wolfsschlingen aussehen. Der Wolf aber sei zwar mit einem scharfen Gedächtniß begabt, bei alledem doch nur ein unvernünftiges Thier und habe die Naivität, diese Kreise für wahrhaftige Schlingen anzusehen. Wenn er deßhalb all' diese drohenden Gefahren sehe, so gerathe er in große Angst und laufe davon — man weiß nicht wohin. Deßhalb hat man denn auch, Dank diesen Kreisen, in der ganzen Gegend noch keines dieser bösen Thiere gesehen."

XII. Ein heidnischer Pilger.

In demselben Briefe dieses Missionärs wird uns auch von einem Pilger in China erzählt, von dem man in der That nicht weiß, ob man ihn wegen seiner Kindesliebe mehr bewundern oder wegen seines unglücklichen Aberglaubens mehr bedauern soll. „Letzten Montag," so theilt P. Edel diesen merkwürdigen Vorfall mit, „war auf der Straße von Schien-Schien ein Wunder kindlicher Liebe zu sehen. Ein reicher Mann aus den mongolischen Provinzen, dessen Mutter schon Jahre lang schwer krank darnieder liegt, befragte die Bonzen, was er für die Genesung der guten Frau thun müsse. Man nannte ihm eine berühmte Pagode an der Südgrenze des Reiches, die etwa 800 Stunden von seiner Heimat entfernt ist, dahin müsse er wallfahren, dort ein Rauchopfer der Lau-Mu, der verehrungswürdigen Göttin, darbringen und im Augenblicke des Opfers würde sich die Genesung urplötzlich vollziehen. Also 800 Stunden weit pilgern und zwar wie! Nicht genug, daß die Nahrung bloß aus Wasser und Brod bestehen darf, muß der arme Pilger auch nach jedem Schritt sich auf die Kniee werfen und den Boden mit seiner Stirne berühren! Auch die kleinste Ameise kömmt in einem Tage weiter als dieser bedauernswerthe Mensch. Er hat erst etwa den fünften Theil seines Weges zurückgelegt und ist nun schon drei Jahre auf seiner Pilgerfahrt. In einem Tage macht er ungefähr eine Viertelstunde, aber dann ist er gezwungen, Rasttage zu halten, und muß auch noch Umwege machen, um die berühmteren Pagoden der Umgegend zu besuchen. So quält die Hölle die armen Chinesen, die in Wahrheit mehr für den Teufel thun, als wir für Gott. Man hört hier von Bußwerken zu Ehren der Pussahs (Götzen), daß einem die Haare zu Berge stehen, und doch werden die chinesischen Büßer von ihren Religionsgenossen in Indien und Siam noch weit übertroffen! Wenn diese Leute unsere Religion annähmen, ganz China würde sich in eine ungeheure Thebais verwandeln!"

Die Mission der Maristen auf Neucaledonien.

(Schluß.)

4. Der gegenwärtige Zustand der Mission.

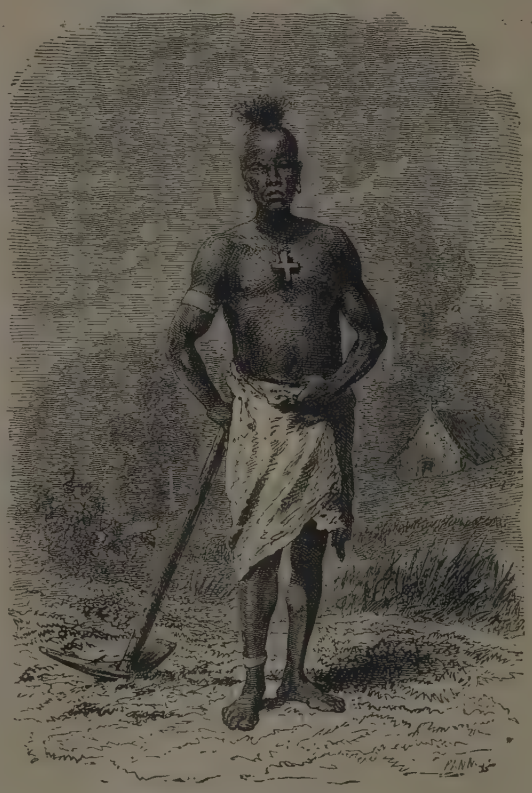
Seit der Gründung von La Conception und St. Louis hatte das Christenthum endlich festen Fuß auf Neucaledonien gefaßt, und immer noch mit vielen Schwierigkeiten ringend, begann es langsam von den Küsten aus seine beglückende Herrschaft auszudehnen.

P. Poupinal fand auf seiner Missionsreise im Jahre 1857 die Stationen an der Ostküste, welche mit der Übersiedelung einer

Zahl von Neophyten nach La Conception nicht gänzlich aufgegeben waren, in einem recht befriedigenden Zustande. So z. B. besuchten zu Puëbo 600 den christlichen Unterricht und 200 hatten bereits die heilige Taufe empfangen. Dieser Stamm galt für einen der begabtesten der Insel und zählte damals etwa 2000 Seelen; der erste Häuptling Hippolyt war ein sehr eifriger Christ und Alles berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, namentlich seitdem die Regierung sich endlich veranlaßt gesehen hatte, den scheußlichen Kannibalen Buarat gefangen zu nehmen.

Sehr blühend erhob sich um diese Zeit die Christengemeinde auf der Fichteninsel, deren Gründungsgeschichte wir hier mit wenigen Worten nachholen müssen.

Am 18. August 1848 waren die Missionäre an der Fichteninsel gelandet; das Eiland, von den Eingeborenen Kunie genannt, mißt etwa 10 Stunden im Umfange. Der Häuptling Djeny, eine stattliche Erscheinung mit angenehmerer Gesichtsbildung, als sie sonst den Kanaken eigen ist, nahm sie freundlich auf. Die Missionäre richteten vorerst ihr Hauptaugenmerk auf den Ackerbau; durch ihn wollten sie die Bevölkerung der Gesittung näher bringen, bevor sie direkt den Samen des Christenthums ausstreuten. Bald erhob sich auf einer Anhöhe, welche den Hafen von Assumption beherrscht, die Wohnung der Missionäre. Am Fuße des Hügels dehnten sich große Pflanzungen aus, welche aus künstlich angelegten Teichen bewässert wurden. Der Missionär P. Chappuy richtete eine Sägemühle ein; ein anderer pflegte die Bienenzucht, ein dritter übernahm die Sorge für eine Schafheerde und so wirkte Jeder nach Kräften mit zu dem einen, großen Ziele, das man nie aus dem Auge verlor, auch wo es den Anschein hatte, als arbeite man nur zur Hebung des materiellen Wohles. Mit dem hl. Paulus konnten die Missionäre in Wahrheit sagen: „Ich bin Allen Alles geworden, um Alle für Christus zu gewinnen." Und sie haben die Bewohner dieser Insel für Christus gewonnen, freilich durch viele Arbeit und Geduld. Sechs Jahre lang hatten die Bewohner die Missionäre unter sich das Land bebauen sehen und zahllose Wohlthaten von ihnen empfangen, allein der Aberglaube, durch die Annahme der neuen Religion sich den Tod zuzuziehen, hielt sie zurück; endlich stellten die Patres (1854) die Bedingung, nur jene dürften ferner den Unterricht besuchen, welche ernstlich sich zu bekehren vorhätten. Ein einziger blieb ihnen anfangs treu; langsam wuchs die Zahl auf zwölf; da starb am 30. Mai 1855 der erste Häuptling der Insel. Er bekehrte sich aufrichtig vor dem Tode und ermahnte seine Unterthanen dringend, die Lehre der Missionäre anzunehmen. Von dieser Stunde an war die Macht der Vorurtheile gebrochen. Bald konnten die Patres vier christliche Dörfer bauen, St. Joseph und St. Michael im Westen am Fuße eines mit Tannen gekrönten Hügels, an der Ostküste auf einem malerischen Plateau St. Maria, und St. Johann mit seiner schönen Steinkirche am Hafen.



Ein christlicher Neucaledonier.

Inzwischen breitete die Mission auch auf den andern anliegenden kleinen Inseln ihre Stationen immer mehr aus. Fast gleichzeitig mit der Gründung von La Conception wurde auf den Belep-Inseln, nordwestlich von der nördlichen Spitze Neucaledoniens, das Kreuz Christi aufgepflanzt. Die Veranlassung bot eine barbarische Sitte der Einwohner, die auf vielen Inseln der Südsee herrscht, die greisen Häuplinge, sobald sie nicht mehr Kraft genug zum Kampfe haben, abzuschlachten. Dieses Loos drohte im Jahre 1853 dem alten Fürsten der Belep-Inseln; der junge Häuptling wollte den Platz seines greisen Vaters einnehmen und alle Vorbereitungen zum Todtenfeste waren getroffen. Aber der Greis flüchtete sich während der Nacht auf einer Pirogue und entkam glücklich nach Balad. Daselbst ließ er sich in der christlichen Religion unterweisen, empfing die Taufe und kehrte voll Begierde, auch seinem Volke die Gnade des Christenthums zuzuwenden, von den Patres Montrouzier und Lambert begleitet, wieder nach seinen Inseln zurück. Der Same des Heils fiel trotz der Wildheit dieser Insulaner, die noch im Jahre 1851 einen Theil der Bemannung der „Alkmene" meuchlerisch überfallen und aufgezehrt hatte, nicht auf unfruchtbaren Boden. Heute sind fast alle Bewohner dieser Eilande katholisch.

Schwieriger war die Arbeit auf der östlich von Neucaledonien gelegenen Gruppe der Loyalty-Inseln, die ein etwa 12 Meilen breiter Kanal von der Hauptinsel des Vikariates trennt. Der kleine Archipel hat etwa 40 Quadratmeilen und seine drei bedeutendsten Inseln sind Uwea (auch Wallis und Halgan genannt), Lifu und Mare (oder Nengone).

Hier war außer den gewöhnlichen Hindernissen auch noch der Protestantismus zu bekämpfen; gutbezahlte Sendlinge der Londoner Missionsgesellschaft hatten sich daselbst niedergelassen und stimmten die Eingeborenen gegen die katholischen Missionäre feindselig. Der erste Versuch im Jahre 1848, festen Fuß zu fassen, schlug fehl. Aber dem Muthe und der Ausdauer eines Missionärs, dem der Segen von Oben durch seine Sendung gewiß ist, gilt kein Ding für unmöglich. Gerade auf diesen Inseln bildeten sich in der Folge recht blühende Gemeinden.

So wurde mit unsäglicher Mühe und Geduld der Same des Evangeliums nach und nach im ganzen Vikariate ausgestreut. Um nicht schon Gesagtes wiederholen zu müssen, wollen wir ein Jahrzehnt gleichförmiger Arbeit überspringen und uns mit den erfreulichen Ergebnissen derselben begnügen, welche eine Rundreise durch das apostolische Vikariat uns vor Augen führen soll.

Wenn wir in der Bularibai die Goelette der Mission, „Arche des Bundes", besteigen und längs des Ufers südöstlich steuern, so treffen wir an der Südspitze Neucaledoniens die Insel Uën, ein Eiland, das P. Chappuy seit Jahren in einen fruchttragenden Weinberg des Herrn umgewandelt hat. Die Bevölkerung des Dorfes Uën selbst bestand, einem Briefe des P. Rougeyron zufolge, im Jahre 1868 nur aus 114 Personen, während sie vor 25 Jahren noch etwa 300 Köpfe stark war; Kriege und Seuchen haben sie hinweggerafft und nur langsam steigt die Zahl der Einwohner wieder; alle sind sehr eifrige Christen und ihrem Missionäre von Herzen ergeben. Volkreicher ist das Dorf Goro, dessen Einwohner ebenfalls den katholischen Glauben bekennen. Als die

Missionsstation von Puebo.

Missionäre im Jahre 1846 diese Insel zum ersten Male betraten, wurden sie von den Einwohnern verfolgt und verdankten ihr Leben nur schleuniger Flucht; heute sind die reißenden Wölfe in Lämmer verwandelt. Wo vormals dichter Wald stand, erheben sich jetzt die Kirche und die umliegenden Gebäude; dem Mangel an süßem Wasser steuerte P. Chappuy durch Bohrung eines Brunnens, vermittels dessen er das öde Erdreich in Gärten und Felder umschuf.

„Die Schönheit der Lage, das Gezwitscher der Vögel, die harmlose Fröhlichkeit der Christen, die uns umgaben, machten einen lebhaften Eindruck auf mein Gemüth," schreibt P. Rougeyron; „ich glaubte mich fast in die Heimath und in die Tage meiner Kindheit zurückversetzt."

Um die Südostspitze Neucaledoniens herumsteuernd und zwischen den schützenden Korallenriffen und dem östlichen Gestade hinsegelnd, bringt uns die Goelette an das Cap von Naketi. In einem Boote folgen wir den Krümmungen eines schönen breiten Flusses und erreichen nach etwa zwei Stunden das Missionshaus. Auch hier hat die katholische Religion unter dem eifrigen P. Ameline große Fortschritte gemacht.

Die Kapelle ist zwar nur ein armseliger Schoppen, dessen Dach und Fach aus Stroh besteht, aber Christus der Herr hat doch den Thron seiner Gnaden in ihr aufgeschlagen und segnet die 200 Eingeborenen, die sammt einigen französischen Colonisten die kleine Gemeinde bilden. In dem nahen Kanala haben die daselbst stationirten französischen Soldaten eine Kirche aus Stein erbaut, zu der die Eingeborenen das Material weit herbeischleppten. Als die Kirche eingeweiht wurde, taufte der Missionär Villard über 200 Eingeborene, welche vor der heiligen Handlung alle Gegenstände ihres teuflischen Aberglaubens öffentlich dem Feuer übergaben.

Der benachbarte Stamm von Tio ist einer der religiösesten Neucaledoniens. Als die erste Kunde von dem christlichen Glauben zu ihnen kam, schickten sie einen Gesandten nach Uën in die Gemeinde des P. Chappuy, um zu erfahren, was es um die neue Religion und ihre Lehren sei. Der Kanake kehrte mit guter Nachricht zu den Seinen zurück; da wollte fast der ganze Stamm die christliche Religion annehmen und nach ihren Geboten, so gut sie es verstanden, die alten Sitten einrichten. Als nun P. Thomassin eines Tages das Gebiet dieses Stammes, den er für wild und heidnisch hielt, durchreiste, wunderte er sich nicht wenig, mitten in Berg und Wald wohlgepflegte Grabhügel zu finden, welche mit Kreuzen geschmückt waren. In dem nächsten Dorfe wurde er, obgleich ganz unbekannt, wie ein lieber Freund empfangen; an seinen Kleidern hatten ihn die guten Leute für einen „Häuptling der Religion" erkannt und boten auf, was ihre Armuth nur gestattete, um ihm ihre Gastfreundschaft zu bezeigen. Natürlich wurde bald eine Gemeinde gebildet und der Leitung des P. Moris übergeben.

Immer nördlich längs der Ostküste fahrend, erreichen wir die Missionsstation Uagap[1], eine der größten und blühendsten Gemeinden Neucaledoniens mit mehreren Filialen, unter denen besonders Tie und Tuo zu nennen sind. Das Letztere hat durch den Einfluß der Mission einen bezaubernden Anblick gewonnen. Schöne breite Straßen verbinden die Häusergruppen des Dorfes, das ein breiter Gürtel von Orangen, Bananen, Kokospalmen, Citronenbäumen, Zuckerrohr und Yamspflanzungen umschließt. Auch das Dorf Kongo-Mua gehört zu dem Distrikte von Uagap; es hat eine zahlreiche christliche Einwohnerschaft und besitzt außer einer Kirche viele kleine Kapellen, welche den frommen Sinn seiner Bewohner bezeugen.

Die nächste große Station ist Puëbo (Poëbo), das wir in dieser kurzen Missionsgeschichte schon oftmals genannt haben. Unsere Illustration zeigt diese Niederlassung, wie sie im Jahre 1867 war; vor dem kleinen aber schmucken Häuschen der Missionäre steht eine Schaar neucaledonischer Kinder, in ihrer Mitte P. Villard. Heute hat sich die Niederlassung bedeutend erweitert; zwei Schwestern leiten eine Schule von etwa 200 Kindern und so ist zu hoffen, daß in den folgenden Geschlechtern, die von Jugend auf in den Wahrheiten unseres heiligen Glaubens erzogen werden, das Christenthum immer lebenskräftigere Wurzeln schlage. Puëbo war das Schmerzenskind der Mission. Oftmals genöthigt, dieses Gestade zu verlassen, kehrten die Patres mit stets neuem Muthe dahin zurück und hatten endlich den dortigen Stamm fast ganz dem Christenthum gewonnen, als im Jahre 1867 ein neuer Sturm losbrach. Die Bedrückung seitens französischer Colonisten und Soldaten reizte die christlichen Eingeborenen auf das Äußerste; manche gaben den Einflüsterungen umwohnender, heidnischer Stämme Gehör und ließen sich zum Kampfe gegen die fremden Eindringlinge hinreißen. An 600 fielen vom christlichen Glauben ab und nahmen die alten wilden Sitten wieder an; mit andern Heiden verbunden, überfielen sie die französische Niederlassung und erschlugen sechs Europäer. Unglaublicher Weise wollte die der Mission äußerst feindselige Colonialbehörde den Missionär und die treu gebliebenen Christen für diese unselige That verantwortlich machen, und doch hatten gerade sie Alles gethan, um die Fremden gegen ihre eigenen Landsleute zu schützen. Gleichwohl entblödete sich der Gouverneur nicht, den P. Villard und den Häuptling Hyppolit, den eifrigsten und besten Christen, nach der Fichteninsel zu verbannen. Überhaupt that die damalige französische Regierung Neucaledoniens Alles, um den gesegneten Fortgang der Mission zu hemmen. Seither hat sich Puëbo von diesem harten Schlage erholt. Von den Apostaten meldeten sich bald viele zum Rücktritte in die Kirche, denn die Mehrzahl hatte den Glauben nicht verloren, sondern war nur verhetzt worden, und heute ist der Stand der Mission recht befriedigend. „Wenn man uns nur freie Hand ließe," schreibt ein Missionär, „so würde Alles bald wieder gut sein. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht findet man Christen in der Kirche von Puëbo. Wie sie ihr Herz vor Gott ausschütten! Wie oft sie den Kreuzweg machen! P. Villard hat ihnen diese Andacht zu unserem leidenden Erlöser eingeflößt."

An der Nordostspitze Neucaledoniens gehen wir in der Arama-Bucht vor Anker und rudern dann, wie Msgr. Douarre bei der ersten Ankunft in diesem Archipel that, den Diahotfluß hinauf, um dem P. Emprin in Bonde einen kurzen Besuch abzustatten. Auch hier treffen wir eine recht zahlreiche eifrige Gemeinde mit mehreren Filialen. Es ist dieß ein vorgeschobener Posten auf dem christlichen Eroberungszuge in das Innere der Insel; mögen diese Posten sich mehren und bald das den Europäern noch so wenig bekannte Binnenland der wahren Religion und Gesittung unterwerfen!

Nun muß uns die „Arche des Bundes" nordwestlich durch gefährliche Klippen und Korallenriffe zu den Belepinseln tragen. Hören wir, wie P. Rougeyron seinen Besuch in diesen Eilanden schildert:

„Gleich bei der Einfahrt in den Hafen von Art erblickt man eine Statue U. L. Frau von La Salette. Glockengeläute verkündete unsere Ankunft und P. Montrouzier stand, von seinen Pfarrkindern umgeben, zur Begrüßung am Ufer. Das Dorf auf der Insel Poob, wo ich Tags darauf P. Gilbert besuchte, ist in einem Walde von Brodbäumen und Kokospalmen versteckt und von schönen Straßen durchzogen, in deren einer ich einen Kreuzweg errichtete. Hier verbrachte ich das Fest Mariä Heimsuchung und spendete 60 Neophyten die heilige Taufe. Es war ein Jubeltag für die ganze Insel! Als ich am Abende in einem schattigen Laubgange mich erging, trug das Echo der Berge die frohen Gesänge der Christen an mein Ohr. ‚Mein Gott,' rief ich aus, ‚welche Veränderung in diesem Volke, das noch jüngst im Rufe der schlimmsten Barbarei stand!'" Auch auf der Insel Art feierte der Missionär ein ähnliches Fest mit den glücklichen Einwohnern, die alle das Christenthum angenommen haben.

Noch haben wir die Gruppe der Loyalty-Inseln zu besuchen. Hundert Fuß hoch steigen ihre Korallenwände aus den schäumen-

[1] Nicht Uagan, wie auf unserer Karte (S. 35) verzeichnet ist.

den Wogen empor, nur wenige Ankerplätze und fast keinen Hafen gewährend. Nördlich von der Insel Uwea oder Wallis (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Insel Centraloceaniens, die nahe am Schifferarchipel gelegen ist, 13° südl. L. u. 176° westl. von Ferro bilden zahlreiche kleine Eilande, die Plejaden genannt, einen mehr flachen Sund. Eine davon führt den Namen Eo; wie ein Bosquet erhebt sie sich aus den Wellen. Ihre Einwohner nähren sich von Kokosnüssen, vom Ertrage des Fischfanges und der Jagd; ganze Schaaren von Vögeln nisten hier, so daß auch der schlechteste Jäger nie um ein Abendessen verlegen ist. Das kleine Völkchen hängt sehr an der heimischen Scholle; ein in Conception gebildeter Katechist hat zwei Jahre unter diesen Leuten gelebt und fast alle zum Christenthum bekehrt; sie haben eine kleine Kapelle erbaut, wo P. Bernard Messe liest, wenn er sie von Wallis aus auf einige Wochen besucht.

Zu Uwea finden wir eine dreischiffige, solid aus Lehmziegeln gebaute und geschmackvoll verzierte Kirche und eine Gemeinde von mehr als 800 Seelen. Die Protestanten sind zwar in der Nachbarschaft ziemlich zahlreich, aber es gelang ihnen nicht, sich im Orte selber niederzulassen. Auch zu Fadiau, der zweiten Gemeinde der Insel, steht ein recht schmuckes Kirchlein und rundum schließt sich eine Zahl Filialen den „Pfarrdörfern" an. In Lifu, der größten Insel des Archipels, sind die Protestanten bedeutend in der Mehrzahl; die Einwohner werden auf 6000 angegeben, wovon nur etwa 1000 der katholischen Religion angehören. Doch ist die Zahl im Wachsen und wird es den Missionären nach und nach gelingen, die Vorurtheile und den Haß auszurotten, welchen die protestantischen Sendlinge den Herzen dieses kindlichen Volksstammes einzupflanzen verstanden. Der noch heidnische Theil der Bevölkerung ist der Predigt der katholischen Missionäre weit zugänglicher. Noch erbitterter hat sich der Kampf zwischen dem katholischen Glauben und der Häresie auf der dritten größten Insel der Loyalty-Gruppe, auf Mare oder Nengone gestaltet. Zwei Missionäre, die PP. Beaulieu und Guitta, hatten sich hier unter der zur Hälfte heidnischen, zur Hälfte protestantischen Bevölkerung niedergelassen und sich eine armselige Kapelle aus Holz und Stroh gebaut, die etwa 100 Christen fassen konnte. Sie unternahmen ein Werk, dessen Gelingen ihnen die Dankbarkeit der Insulaner erwerben mußte, und vertrauten auf Gott, daß er den Plan mit dem gehofften Erfolge krönen werde. Es fehlte der Insel an Trinkwasser; wenn der Regen, der sich in Löchern und Gruben gesammelt hatte, erschöpft war, so schauten die Wilden nach Wolken aus, die ihnen frischen Vorrath bringen sollten, und riefen ihre Zauberer, daß sie, wie weiland Zeus, die Wolken sammeln möchten. Ja wenn die neuen Glaubensboten ihnen Wasser schaffen könnten — dann wollten die Insulaner wohl ihren Glauben annehmen! Und P. Guitta versprach, er werde Wasser finden. Es galt einen Brunnen zu bohren; alle Welt und vorzüglich die protestantischen Prediger lachten „den Papisten" aus, dem es Mühe genug kostete, die wenigen Katholiken zur Ausdauer in der Arbeit zu bestimmen. Das Unternehmen war überaus mühsam; ein Korallenplateau mußte durchgraben werden; schon war man viele Klafter tief und noch zeigte sich kein Wasser. Das Gespötte der Protestanten stieg mit jedem Tage, aber der Muth des Missionärs hielt Stand. Da, in der Tiefe von 34 Metern, sprudelte plötzlich den Arbeitern ein reicher Quell entgegen. Der Triumph war vollkommen und die Beschämung der Gegner groß. P. Guitta vollendete sein Werk, indem er Pumpen verfertigte, welche das Wasser in einen großen Behälter fördern, aus dem es zum Gebrauche und zur Bewässerung der Gärten abfließt. Viele Einwohner entschlossen sich nun, die katholische Religion anzunehmen, und die Missionäre dachten bereits daran, auf der andern Seite der Insel, wo ein zugänglicherer Ankerplatz und schöne, mit Kokospalmen und Bananenbäumen bestandene Niederungen sind, eine neue Ansiedelung zu gründen; aber der Haß der Häresie vereitelte den Plan und zwang sogar neulich die Missionäre, mit etwa 100 Katholiken zeitweilig nach der Fichteninsel zu flüchten, um sich den ewigen Quälereien der Protestanten zu entziehen. Von dort aus werden sie bei günstiger Gelegenheit in die verlassene Heimath zurückkehren und das augenblicklich unterlegene Werk auf ein Neues gründen und befestigen.

So haben wir denn unsere Rundreise durch das apostolische Vikariat von Neucaledonien beendet, denn die Hauptstationen von St. Louis und La Conception sind uns schon bekannt, auch die Niederlassungen auf der Insel Nu wurden bereits beschrieben[1], Numea und Paita aber haben zumeist europäische Einwohner. Indem wir mithin diese Skizze der neucaledonischen Missionsgeschichte schließen, wollen wir nur noch kurz die Ereignisse der letzten Jahre erwähnen und den Versuch einer Statistik über den gegenwärtigen Bestand der Mission beifügen.

Im September 1870 erhielt Neucaledonien einen neuen Gouverneur, der den Missionären sehr wohlwollend entgegenkam und ihnen die volle Freiheit für ihr apostolisches Werk wiedergab. Die guten Patres, die unter dem früheren Gouverneur so viele Hindernisse fanden, athmeten auf wie von einem drückenden Alp befreit. Seither entfalten ihre Waisenschulen eine recht gesegnete Wirksamkeit; für die kleinen Mädchen sind zwei Congregationen, die Josephsschwestern und die Kreuzschwestern, thätig. Auf dringendes Bitten des P. Rougeyron wurde endlich auch die Bürde des Vikariates von seinen Schultern genommen. Am 4. April 1873 ernannte der heilige Vater Msgr. Ferdinand Vitte, den bisherigen Generalassistenten der Maristencongregation (geboren zu Cormaz, Diözese Belley, den 4. Nov. 1824), zum apostolischen Vikar der Mission von Neucaledonien. Der neue Oberhirt reiste am 26. October desselben Jahres in seinen fernen Sprengel ab.

Der folgende statistische Überblick wurde nach verschiedenen Berichten zusammengestellt und kann natürlich nur eine sehr relative Genauigkeit beanspruchen.

	Einwohner.	Getaufte.	Katechumenen.	Priester.	Kirchen, Kapellen.	Bemerkungen.
1. Uën (Insel an der Südspitze N.-C.)	350	350	—	2	4	1869 zählte man 426 Einwohner.
2. Fichteninsel (Südwest v. N.-C.)	700	700	—	2	4?	100 Personen sind von Mare aus hierher geflohen, um der Verfolgung seitens der Protestanten zu entgehen.

[1] Vgl. diese Monatschrift 1875, S. 172 ff.

	Einwohner.	Getaufte.	Katechumenen.	Priester.	Kirchen, Kapellen.	Bemerkungen.
3. Mare (Loyalty-Insel)	2162	105	140	2	1	Diese Zahl ist die von 1869; seither scheint die Insel von den Missionären aufgegeben.
4. Uwea (Loyalty-Insel):						1869 wird die Einwohnerzahl auf 1650, die der Getauften auf 1050, die der Katechumenen auf 172, die der Kapellen und Kirchen auf 12, die der Missionäre auf 3 angegeben.
a) St. Joseph	?	650	250	1	6	
b) St. Michael	1000	350	?	1	5	
5. Lifu (Loyalty-Insel)	6000	894	111	2	2	1869: 5500 Einw., 677 Getaufte, 155 Katechumenen.
6. Tio (Ostküste)	1733	355	63	1	2	1869: 250 Getaufte, 60 Katechumenen.
7. Naketi (Ostküste)	2300	200	600	1	1	1869: 160 Getaufte, 60 Katechumenen.
8. Nagap (Ostküste)	2400	764	30	1	8	1869: 430 Getaufte, 130 Katech. 50 Kinder werden von dem Missionär erzogen.
9. Windu (neue Niederlassung)	1500	40	70	1	1	
10. Pusbo (nordöstl. Küste)	1164	803	35	2	14	1869: 1400 Einw, 850 Kath., 2 Schwestern erziehen 200 Kinder.
11. Belepinseln (Nordostspitze v. N.-C.):						
a) Poot	149	149	—	1	1	
b) Art	301	301	—	1	1	
12. Bonde:						
a) Bonde	650	408	35	2	1?	1869: 336 Getaufte.
b) Arama	550	85	20	—	—	Filiale von Bonde.
13. St. Louis	200	200	—	2	1	80 Knaben und 60 Mädchen werden von 2 Brüdern und einigen Schwestern erzogen.
14. La Conception	150	150	—	2	1	Viele Colonisten und Deportirte in der Nachbarschaft.
15. Paita	1400	90	?	1	1	Die angegebenen Zahlen sind die der Eingeborenen; die etwa 500 europ. Einwohner sind fast alle katholisch.

16. Nu. Deportationsinsel mit sehr schwankender Zahl der Sträflinge (1 Missionär).

17. Numea (Port de France) mit meist europäischer (kath.) Bevölkerung von etwa 3000 Seelen (2 Missionäre).

28 katholische Missionäre sind demnach unter einer Bevölkerung von etwa 22,000 Eingeborenen thätig, von denen sie 6794 zum katholischen Glauben bekehrt haben und 1354 auf die Taufe vorbereiten. In etwa 55 Kirchen und Kapellen wird dem wahren Gotte das Opfer des Neuen Bundes dargebracht.

„Unsere Erfolge," schrieb 1869 P. Rougeyron, der nun seit mehr als 30 Jahren in Neucaledonien arbeitet, „sind nicht so glänzend wie die mancher andern Mission; aber man muß auch dem traurigen Zustande Rechnung tragen, in dem wir die Bevölkerung dieser Insel antrafen, und den Drangsalen, die wir zu bestehen hatten und die wir noch fühlen. Wir haben Apostaten zu beklagen; aber wir zählen auch Christen, die glorreich gekämpft und Alles, sogar ihr Leben, für den Glauben hingeopfert."

Freilich ist noch viel zu thun; Neucaledonien ist groß und sein Inneres ist noch wenig bekannt. Aber die ersten Hindernisse sind nun auch beseitigt und wir dürfen hoffen, daß dem unermüdlichen Eifer der Missionäre bald eine noch größere Ernte entgegenreift.

Nachrichten aus den Missionen.

Japan.

Jokohama. Nachdem die alten Verfolgungsdekrete im Jahre 1873 aufgehoben waren, konnten die Missionäre mit etwa 13,000—14,000 Christen, meist Nachkommen alter, christlicher Familien, in Verbindung treten. Aber die Prüfungen der Kirche Japans scheinen noch keineswegs zu Ende; unter den aus den Gefängnissen entlassenen christlichen Bekennern wüthete im Jahre 1874 eine mörderische Seuche (vgl. diese Monatschr. 1875, S. 61) und ein Brand zerstörte die Kirche und das Missionshaus zu Jokohama. Den letzten Nachrichten zufolge scheint in einzelnen Provinzen das Feuer des Christenhasses unter der Asche noch lebendig zu sein und könnte wohl wieder zu einem offenen Ausbruche der Verfolgung führen. Wir verdanken die bezüglichen Nachrichten mehreren Briefen, die der hochw. Herr Provikar Midon aus Jokohama an den gegenwärtig in Europa weilenden apostolischen Vikar Japans, Msgr. Petitjean, richtete. Sie erzählen gewissermaßen ein Vorpostengefecht zwischen der alten heidnischen Religion und der Lehre Christi und geben uns ein recht erbauliches Bild von dem Eifer der Katechisten und der Treue der Neophyten. Das erste Schreiben, dessen Inhalt wir kurz zusammenfassen wollen, trägt das Datum: Jokohama, den 5. November 1875.

„In der Provinz Seruga, am Fuße des Fudschi-Jama, liegt das

Dorf Mats'naga mit einer jungen Christengemeinde, in welcher der hochw. Herr Marin im August 1875 etwa 30 von dem eifrigen Katechisten Sedseki vorbereiteten Heiden die heilige Taufe spendete. Das scheint die Schintopriester des nur ein paar Stunden entfernten Tempels des Sen-phen-kami zu Numads empört zu haben. Zu diesem Tempel pflegen nämlich die umwohnenden Japanesen an gewissen Festen zu wallfahrten, und die Abnahme der andächtigen Besucher und mehr noch der empfindliche Ausfall der Opfergaben that den „Kannuschi" (Götzenpriestern) wehe. Sie setzten sich mit den Beamten in's Einvernehmen, die Gegend von der ‚christlichen Seuche' zu säubern. Auf den 15. October erhielten alle Familienhäupter vom Ats-kai-scho (Bürgermeisteramte) des 7. Quartiers unter Strafandrohung eine Vorladung und Jedermann stellte sich. Dann wurde folgendes Aktenstück verlesen:

‚Wie männiglich bekannt, ist Japan das Reich der Kamis und herrschten hier 122 Mikado, deren Sprößlinge, seit dem Kaiser Dschen-mu-Tenno, während einer langen Dauer von 2535 Jahren. Freilich drangen vor Alters schon aus Indien und China nach und nach fremde Lehren[1] in unser Land und thaten der Verehrung der Kamis bedeutenden Abbruch. In unseren Zeiten nun setzt die Religion Jesu, obschon seine Anhänger noch wenig zahlreich sind, Alles in Bewegung, um an Ausdehnung zu gewinnen, und das ist vom nationalen Standpunkt aus sehr bedauerlich, denn es ist niemals erlaubt, seine Heimath zu vergessen, um sich einem fremden Glauben anzuschließen[2]. Deßhalb haben wir heute Morgen die Bewohner von Numads versammelt, um ihnen einen feierlichen, durch ein Opfer für die Kamis besiegelten Eid abzuverlangen, niemals weder selbst die christliche Religion anzunehmen, noch solches ihren Kindern zu gestatten. Wenn aber Einer es wagen würde, dieses heilige Gelübde zu brechen, so möge ihn der Fluch der Kamis zermalmen.'

Der Fuku-ko-tscho (Untervorsteher des Quartiers) hielt dann noch eine Rede, des Inhalts, daß man zwar kraft der Verträge mit den auswärtigen Mächten das Christenthum nicht offen verbieten könne, daß aber doch die Absicht Japans klar genug sei — und daß man von ihnen verlange, sie sollten von dem den Göttern aufgeopferten Sake trinken (ein aus Reis bereitetes berauschendes Getränk) und das eben verlesene Schriftstück untersiegeln.

Die Beamten hatten auf die Fügsamkeit der Landbewohner von Numads gerechnet, die sich denn auch nach Verlesung des Aktenstückes und Anhörung der darauf bezüglichen Anrede sofort zum Zeichen ihrer Unterwerfung verneigten. Aber ein überzeugungstreuer Christ, Namens Kondo, trat vor und verweigerte sowohl Opfertrank als Unterschrift mit der einfachen Erklärung, er sei katholischer Christ. Das brachte die Beamten nicht wenig aus der Fassung, sie wußten nicht, wie sie den Eindruck dieser unerschrockenen Erklärung verwischen sollten, und entließen ihn vorläufig. Unter den Bewohnern von Numads waren auch mehrere von protestantischen Dienern am Worte Getaufte, und alle diese, auch nicht ein Einziger ausgenommen, untersiegelten das schmähliche Aktenstück, obgleich sie das schöne Beispiel Kondo's vor Augen hatten.

Am Abend stellten die Beamten ein Verhör mit dem unerschrockenen Neophyten an; er legte ihnen sein Taufzeugniß vor und erklärte auf Verlangen die zehn Gebote Gottes. Das Alles verwirrte die Beamten, die sich ihres ungesetzmäßigen Gebahrens bewußt waren, noch mehr. Sie verboten dem Neophyten, der nach Jeddo gehen wollte, um die ganze Sache den Missionären zu berichten, den Ort zu verlassen und hielten ihm sein Taufzeugniß zurück.

Inzwischen hatten die Christen von Mats'naga Kunde von den Vorgängen in Numads erhalten. Sofort versammelten sie sich bei dem Vater des Katechisten Sedseki und gaben sich, eine Verfolgung befürchtend, das Wort, eher den Martertod zu erdulden, als vom Glauben abzufallen. Dann schrieben sie an die Missionäre und diese schickten zwei Katechisten an Ort und Stelle.

Kaum hörte man in Numads von der Ankunft Sedseki's, eines in der Gegend bekannten Edelmannes, als schon die Beamten sich unsichtbar machten. Die Katechisten gingen sofort zu den Kutscho (Kreisvorstehern) und fragten, ob die Eidleistung von der Regierung vorgeschrieben sei oder nicht. Man verneinte es kleinlaut; dann ging Sedseki zum Ortsvorsteher, der ihn sofort mit den Worten empfing: ‚Es ist ein Irrthum vorgefallen — macht uns nur keine schlimmen Händel.' Der Katechist verlangte die Eidesformel zu sehen; der Beamte behauptete, sie nicht finden zu können. ‚Sie muß sich finden,' sagte der muthige Christ, ‚sonst werde ich Klage führen.' Nun fand sie sich und man nahm eine beglaubigte Abschrift. Mit dieser eilten die Katechisten nach Schedsoka, der Hauptstadt der Provinz, und legten sie dem Ken-rei (Regierungspräsidenten) vor. Dieser, wie es scheint ein billig denkender Mann, gestand das Ungerechte des Vorganges ein, machte aber einige Angriffe auf die Lehren des Christenthums, die der Katechist mit Leichtigkeit abwies, und dann rief er einen seiner Unterbeamten herbei, der die christliche Religion besser kannte, und zwischen diesem und Sedseki entspann sich nun ein fömliches Religionsgespräch, das mehr als drei Stunden dauerte und außer dem Ken-rei alle Unterbeamten hinter den papiernen japanesischen Wänden zu Zuhörern hatte. Natürlich unterlag der Beamte und Sedseki wurde nicht unfreundlich entlassen; er war ganz glücklich, daß es ihm vergönnt gewesen, die christliche Religion vor dem Ken-rei zu verkünden und aus seinem Munde zu vernehmen, daß der Vorfall von Numads ein reiner Akt der Willkür der dortigen Beamten war.

Die Katechisten eilten nun nach Numads zurück und hielten, den Schrecken der Beamten ausnützend, in dem Hause des Kondo eine Woche lang öffentlich Katecheſe. Anfangs ging das Gerücht, man würde es ihnen verbieten, und sie hatten kaum 20 Zuhörer; nach zwei Tagen waren es schon 50 und bald war das ganze Haus gesteckt voll. Die Katechisten erklärten vorzüglich das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote. Etwa 300 Personen und darunter viele Familienmütter besuchten diesen Unterricht; einige Greise verlangten sofort inständig die Taufe, ‚um doch nicht des Paradieses verlustig zu gehen, zu dem allein der katholische Glaube führt.' Auch die Umgegend von Numads durchzogen die eifrigen Männer und hielten sogar in einem nahen Dorfe in dem Hause des Ortsvorstehers ihre Vorträge. Aus all' dem schöpften die Christen von Mats'naga großen Trost, da sie sahen, wie die Anschläge der Schintopriester nur zur Ausbreitung der Lehre Christi beitrugen. 25 Erwachsene erklärten sich bereit, die heilige Taufe zu empfangen. Als die protestantischen Apostaten den herrlichen Erfolg der katholischen Katechisten sahen, faßten sie sich wieder ein Herz und verlangten von der Behörde ebenfalls ein Lokal für Vorträge. Aber es wurde ihnen verweigert, und mit Recht, denn sie hatten ja ihren christlichen Glauben abgeschworen."

So schloß das erste Schreiben des hochw. Herrn Provikars, das wir bisan auszüglich mittheilten, mit der guten Hoffnung, daß diese Plänkeleien des Heidenthums, Dank dem Eifer und dem Muthe der Katechisten, allseitig nur zum Besten unserer heiligen Religion beigetragen hätten. Allein schon unter dem 21. November berichtet der hochw. Herr Midon an Msgr. Petitjean von erneuten Quälereien in der Provinz Seruga.

„Kaum waren nämlich die Katechisten von Numads abgereist,

[1] Der Buddhaismus und die Lehre des Confucius.

[2] Man sieht, unsere „Nationalen" stehen ganz auf dem Standpunkte der heidnischen Japanesen.

als sich die Feinde des Christenthums von ihrem Schrecken erholten und Rache zu nehmen beschlossen. Man streute also aus, Sedseki wäre beim Ken-rei zu Schedsoka abgewiesen worden und in mehreren Distrikten versammelten die Vorsteher die Einwohner abermals zur Eidesleistung.

Im Dorfe Okano-mya verweigerte ein Neophyt Namens Utschida-Schingo den Eid. Aufgefordert, darüber eine schriftliche Erklärung zu geben, brachte er folgende Zeilen zu Papier:

‚Die Lokalbehörden verlangen von mir das schriftliche Versprechen, niemals die christliche Religion anzunehmen, indem sie als einzigen Grund anführen, man dürfe nie eine fremde Lehre annehmen, auch nicht, wenn sie gut wäre. Ich halte sie aber für ausgezeichnet und bin der Meinung, daß man sie annehmen müsse. Ich bin Christ und kann folglich keinen ähnlichen Eid leisten.‘

Die Beamten waren wüthend: ‚Auf der Stelle,‘ schrieen sie, ‚änderst du deine Erklärung!‘ — ‚Auch nicht einen Buchstaben werde ich ändern. Wozu so viele Umstände? Wenn die christliche Religion verboten ist, so verkündet es, heftet die Befehle an, daß man uns den Kopf abschneide! Nun aber hat man die Kosats (die alten Edicte der Christenverfolgung) zurückgenommen und das ist denn doch, wenn mich nicht Alles täuscht, eine gewisse Begünstigung des Christenthums.‘

Man konnte dem muthigen Neophyten nichts anhaben. Übrigens versammelten sich auch in Okano-mya bei dieser Gelegenheit die Katholiken und faßten gleich den Neophyten von Mats'naga den Entschluß, dem heiligen Glauben bis in den Tod treu zu bleiben. Dießmal hatte auch ein protestantischer ‚Bekehrter‘ den Muth, den Eid zu verweigern — unter dem Vorgeben, er sei Arzt und die christliche Lehre nütze seiner Profession.

In einem anderen Dorfe weigerte sich ein Familienhaupt Lukas Gentaro einfach, die angesagte Versammlung zu besuchen, mit der

Kirche des heiligsten Herzens in Jokohama.

Erklärung, seine Eigenschaft als Christ verbiete es ihm. Seinem Beispiele folgte die Hälfte der Einwohnerschaft, auch viele Heiden, und die Beamten sammelten nur wenige Unterschriften.

Gleichwohl blieben die Lügen der Götzenpriester von Numads nicht ohne Erfolg. So will man z. B. bei Kondo, der ein Reishändler ist, wie trefflich und wohlfeil seine Waare auch sein mag, nichts mehr kaufen. ‚Er versteht es, uns zu betrügen, ohne daß wir es merken‘ — sagen die Heiden: so haben es ihnen die Götzenpriester eingeblasen. Noch unangenehmere Verwicklungen droht die Verweigerung des Begräbnisses herbeizuführen. Die Familiengräber sind nämlich meist neben einer Pagode. Um Allem vorzubeugen, haben die Katholiken beschlossen, ihre Namen der Regierung einzureichen, daß man sie nicht mehr zu der einen oder anderen Pagode gehörend betrachte. Im Allgemeinen nahmen die Behörden diese Erklärung als selbstverständlich entgegen.“

Die beiden letzten Briefe des hochw. Herrn Midon, welche die bisan geschilderten Plänkeleien vervollständigen, wollen wir dem Wortlaute nach mittheilen:

Jokohama, den 20. December 1875.

„Unsere armen Christen von Seruga werden immer mehr gequält. Dießmal geht die Sache von dem Ken-tscho selber aus, der in Person die Leute zur Unterschrift der Eidesformel zwingen will. Schingo kam gestern hieher; man hat sowohl ihn als den greisen, kranken Vater Sedseki's mit Gefängniß bedroht. Sedseki erhielt einen herrlichen Brief von seinem Vater, in welchem der Greis frohlockt, daß er um des Glaubens willen Verfolgung und vielleicht die Marterkrone zu hoffen habe. Dann empfiehlt er seinem Sohne die Glieder der Familie und bittet ihn, dieselben zu ermuthigen. Es ist möglich, daß

die Drohungen des Ken-tscho dießmal ernst gemeint sind. Gott wird uns schützen! Die Kämpfe schrecken uns nicht, denn diese braven Leute verdienen die Ehre, um des Glaubens willen Verfolgung zu leiden. Wie leid thut es uns, daß wir so machtlos dastehen! Sedseki reist eben ab, um sich über die Lage der Dinge Aufschluß zu verschaffen. Ich habe ihm ausdrücklich die größte Vorsicht anbefohlen, damit er die übelgesinnten Beamten nicht noch mehr reize."

Unter dem 3. Januar theilt uns der hochw. Provikar dann den Erfolg dieser Reise mit:

„In meinem letzten Briefe berichtete ich von neuen Quälereien des Ken von Numads und von der Reise Sedseki's. Der Letztere ist nun den 31. December zurückgekehrt und hat beziehungsweise günstige Nachrichten gebracht. Die angedrohten Einkerkerungen sind nicht erfolgt und werden wahrscheinlich nicht erfolgen. Wir hoffen, daß dort, wie in der Hauptstadt, die Beamten endlich uns mit ihrer Aufmerksamkeit verschonen werden. Aber leider sind sie von den Götzenpriestern verhetzt, deren fanatische Tiraden überhaupt manche sonst gut gesinnte Familie von der Anhörung der christlichen Lehre abhalten. Im Augenblicke herrscht Ruhe; für die Zukunft wird Gott sorgen. Der erste Beamte von Numads erklärte den Christen wiederholt, sie könnten im Geheimen ihre Religion ausüben, müßten sich aber nach Außen hin den japanesischen Gebräuchen fügen. Sedseki ließ ihm sagen: ‚Entweder ist die katholische Lehre eine gute oder eine schlechte. Ist sie eine gute, weßhalb soll man sich denn nicht offen als Christ zeigen dürfen? Ist sie aber eine schlechte, mit welchem Rechte könnt ihr dann ihre Ausübung im Geheimen dulden? Was seiner Natur nach schlecht ist, darf weder im Verborgenen, noch in der Öffentlichkeit gebilligt werden. Oder billigt ihr vielleicht den Diebstahl im Verborgenen?' Diese Beweisführung traf nun freilich den Nagel auf den Kopf, aber es ist Niemand mehr taub, als wer nicht hören will."

Kirche der heiligen Märtyrer zu Nagasaki.

Sonst entnehmen wir diesen Briefen aus Jokohama, daß die katholische Religion auf manchen Punkten Japans Fortschritte macht. In Hakodate hat der hochw. Herr Marin vollauf Arbeit für seinen Eifer. Zu Niegata suchen die Missionäre ein geräumigeres und besser gelegenes Haus und stellen Bekehrungen in Aussicht. Zu Takio ist die Bewegung in Fluß; die öffentlichen Katechesen sind überall stark besucht. In Jokoham.a endlich selbst hat man Weihnachten sehr feierlich begangen, so daß sogar eine japanesische Zeitung der Hauptstadt darüber berichtete. 21 Heiden wurden an diesem schönen Feste in der Kapelle des hl. Joseph und 12 in der Kirche des heiligen Herzens getauft. So wollen wir denn hoffen, daß die Vorpostengefechte in der Provinz Seruga in keine ernstliche Verfolgung übergehen; die japanesische Kirche bedarf, menschlich gesprochen, nach den jahrhundertlangen Kämpfen und Stürmen, des Friedens und der Ruhe zu ihrer gedeihlichen Entfaltung.

China.

Ost-Su-tschuen. Letztes Jahr hatten wir wiederholt traurige Nachrichten über die Ermordung vieler Neophyten und die heftige Verfolgung der Kirche im nordwestlichen Vikariate von Su-

tschuen mitzutheilen (vgl. S. 19, 106 und 214), nachdem wir bereits im Jahrgange 1874 (S. 17, 36 und 103) den blutigen Tod des hochw. Herrn Hue und seines chinesischen Gefährten P. Tay aus dem östlichen Vikariate ausführlich erzählten. Heute legen wir unsern Lesern einen Brief des hochw. Herrn Lenoir aus der Gesellschaft der auswärtigen Missionen von Paris vor, der geeignet ist, genügendes Licht über die Vorfälle dieses östlichen Vikariates zu verbreiten, und zugleich an einem schlagenden Beispiele zeigt, wessen man sich von der Verlogenheit der Mandarine zu versehen hat. Bekehrungen sind aus Jeu-jang, dem Schauplatze des Martertodes der beiden genannten Missionäre, noch keine zu verzeichnen. Wiewohl nämlich die Christen äußerlich Ruhe genießen, so leben sie doch Angesichts ihrer Verfolger, die straflos blieben, in beständiger Furcht und das muß natürlich dem Erfolge der apostolischen Arbeit hinderlich sein.

Der Brief des hochw. Herrn Lenoir, aus dem wir das Folgende mittheilen, ist vom 15. December 1875 aus Tschangkin datirt.

„Wir haben den Lesern der ‚Katholischen Missionen' den glücklichen Ausgang des langwierigen Prozesses mitgetheilt, den die Ermordung der hochw. Herren Hue und Michael Tay zur Folge hatte. Dank der nachdrücklichen Dazwischenkunft der französischen Gesandtschaft zu Peking und der Reise der Herren von Roquette und Bezaure nach Su-tschuen, ist uns Gerechtigkeit widerfahren! Wenn auch die Genugthuung zum Theile wenigstens nur auf dem Papier besteht, so ist das doch schon viel für China. Blut ist in Folge dieser Frevelthat keines geflossen außer dem unserer Missionäre. Unter den zahlreichen Angeklagten, die sammt und sonders eine strenge Strafe verdienten, wurde nur Einer zum Strange verurtheilt und das Urtheil wird voraussichtlich nie vollzogen. Doch das kann uns gleichgültig sein; wir haben ihn nicht verklagt und er ist jedermann als gedungener Meuchelmörder bekannt.

Was uns in den Augen der Bevölkerung Ansehen verleiht, ist folgende öffentliche Erklärung: 1. daß der Mandarin von Kuy-kü-hin nicht nur für die Ereignisse verantwortlich ist, sondern daß er sie direct und durch schwere Schuld veranlaßte, daß er deßhalb der Strafe ewiger Verbannung verfallen war und die Milderung seines Urtheils nur der Verwendung von Msgr. Desflèches verdankt; 2. daß zwei hervorragende Beamte, beide Mitschuldige des Mandarins von Kuy-kü-hin, den Tod verdient hätten und ihr Leben nur der Fürsprache des apostolischen Vikars verdanken; daß endlich 3. diese beiden Urtheilssprüche öffentlich bekannt gemacht würden.

Schantabun, ein Christendorf in Kambodscha.

In Europa wäre ein solches Urtheil von geringer Bedeutung, aber in China hat es die größte Tragweite, wenn nur das Versprechen der Genugthuung für das Geschehene und der Sicherheit für die Zukunft auch gehalten würde, wie sich die Mandarine durch Eidschwur und schriftlichen Vertrag verpflichteten. Aber hier zu Lande sind Versprechen und Halten zwei Dinge und in der That nach einem sechsmonatlichen Zuwarten ist noch keiner dieser Artikel ausgeführt. Unsere Mandarine, auch die mit der rothen Kugel, verlegen sich gerne auf Lüge und politische Heuchelei und jeder Kniff gilt ihnen als erlaubt, wenn er nur zum Ziele führt. Hier einige Beispiele:

Herr von Roquette hatte eingewilligt, daß von den vielen Mördern nur zwei, und zwar aus der Zahl der von den Mandarinen als schuldig Vorgeschobenen, enthauptet würden. Auf wiederholtes dringendes Bitten gab er zu, daß nur Einer durch das Schwert und der Andere durch den Strang hingerichtet werde. Nun hatten die Mandarine die Frechheit, einen gewissen Tschen-tson-fa zur Enthauptung zu bezeichnen, einen Menschen, der, wie ihnen wohl bekannt war, schon längst verstorben war, und der Vice-König, von Allem wohl unterrichtet, gab sich dazu her, diesen sauberen Streich der chinesischen Diplomatie zu besiegeln, indem er Herrn von Roquette mit der ausgesuchtesten Höflichkeit das bezügliche Aktenstück zur Unterschrift vorlegte. Der französische Bevollmächtigte gewahrte nachher den durchtriebenen Kniff mit gerechtem Zorne. Doch gab er auf die Bitten des Msgr. Desflèches zu, daß dem ‚verstorbenen' Tschen-tson-fa, dem chinesischen Strafrechte gemäß, der Kopf abgeschnitten würde, und bestand nicht auf der Hinrichtung eines andern Mörders.

Eine englische Zeitung von Schang-hai brachte neulich die Nachricht, daß die chinesischen Behörden zu Schan-kong einen Engländer zum Tode verurtheilen wollten, weil er einen Chinesen erschlagen habe, den man lange Zeit nachher am Leben und bei guter Gesundheit traf. Glauben Sie, unsere Mandarine erröthneten ob solcher Vorfälle? Mit nichten! China ist vorzugsweise das Land der Verlogenheit.

Als man hier in Su-tschuen zu Jeu-jang den hochw. Herrn Rigaud (vgl. 1874, S. 18) und mit ihm eine große Zahl von Christen in der Kirche ermordet hatte, waren die Mandarine nicht

um eine lügnerische Entschuldigung verlegen. Sie stempelten die Christen zu Verfolgern und die Heiden zu Verfolgten. Eine ‚genaue' Liste der durch die Christen erschlagenen Leute ‚des guten Volkes' wurde aufgesetzt. Da fanden sich Greise, Frauen, Kinder, Alles in Allem 260 Ermordete, die sämmtlich mit Namen aufgezählt und deren Wunden nach Zahl und Beschaffenheit beschrieben waren. Der Bericht schloß mit der Bemerkung, ‚daß außer diesen bekannten Opfern noch eine große Zahl ermordet seien, deren Namen man aber nicht mehr feststellen könne'. Und dieses Aktenstück ging mit dem Siegel des Unterpräfekten, Präfekten und Vicekönigs versehen nach Peking. Der Tsong-ly-ja-men, überglücklich ob dieses Aktenstückes, legte es seiner berüchtigten Note vom Jahre 1871 zu Grunde, die er den Gesandten von Frankreich, England, Rußland und Amerika übergab und die an alle Höfe von Europa geschickt wurde. Die Folge war allgemeine Erbitterung gegen die Missionäre und ihre Neophyten und die Angriffe der liberalen Zeitungen gegen die französische Regierung, welche solche Menschen beschütze. Msgr. Desflèches war damals gerade in Frankreich; augenblicklich protestirte [1] er gegen solche Ungeheuerlichkeiten, eilte nach China zurück und sammelte die Beweise, welche die Falschheit der von der chinesischen Regierung angeführten Thatsachen zur Evidenz darthaten.

Der hochwürdigste Bischof brachte seine Denkschrift selbst nach Peking. Herr von Geoffroy, damals Bevollmächtigter Frankreichs in China, wollte sich vor der Überreichung derselben an den Kaiser von der Richtigkeit ihres Inhaltes überzeugen und schickte deßhalb Herrn Blancheton, den französischen Consul von Han-keu, zur Prüfung an Ort und Stelle. Der Bericht dieses Beamten bestätigte die Denkschrift des apostolischen Vikars in allen Punkten. Dieselbe stellt aber folgende Thatsachen fest: 1. Von den 260 angeblich von den Christen im Jahre 1869 ermordeten Personen haben mehrere niemals existirt; 2. viele waren zur angegebenen Zeit schon seit 10 und 20 Jahren todt und begraben; 3. die übrigen, etwa 100, leben noch. — Da glaube man noch chinesischen Berichten! Von den unglücklichen Christen, die man ‚wegen der Ermordung aller dieser Leute' vor Gericht gestellt hatte, waren einige mit Verbannung, andere mit dem Tode bestraft worden, und unter ihrer Zahl befindet sich ihr Seelsorger, einer unserer eingeborenen Priester.

Das Urtheil war eine Ausgeburt der Ungerechtigkeit, des Hasses und der Lächerlichkeit. Aber unsere Großmandarine verstanden es, für dasselbe die Unterschrift des Grafen von Rochechouart [2] zu erschleichen, der seinerseits den hochw. Herrn Mihières, den Oberen der Mission von Kuang-si, gerade damals auf der Durchreise durch Han-keu, ebenfalls veranlaßte, das Schriftstück im Namen der Mission von Ost-Sutschuen zu unterzeichnen. Der Geschäftsträger Frankreichs war selbstverständlich von einem Mandarin mit rother Kugel in unwürdiger Weise betrogen und glaubte, nur den wegen der Ermordung des hochw. Herrn Rigaud und der Einäscherung unserer Kirche abgeschlossenen Vertrag, keineswegs aber die Verurtheilung der Christen zu unterzeichnen. Als der hochw. Herr Mihières nachträglich erfuhr, daß die Mandarine niederträchtiger Weise den Vertrag und das Urtheil gegen die Christen, ohne ein Wort von dem letzteren zu sagen, in dem Aktenstücke niedergelegt hatten, protestirte er schleunig und zog durch einen nach Peking gesandten Brief, der aber keine Beachtung fand, seine Unterschrift zurück.

[1] Und zwar in Gegenwart der Herren Thiers und von Rémusat, welche Herrn von Geoffroy beauftragten, die Klage des hochwürdigsten Bischofs dem Kaiser von China einzureichen. Aber trotz dieser Empfehlung, trotz des Berichtes des französischen Consuls, der die Richtigkeit der in der Denkschrift mitgetheilten Thatsachen bestätigte, liegt die Schrift des Msgr. Desflèches noch immer unbenützt in den Akten der französischen Gesandtschaft zu Peking.

[2] Graf Rochechouart war im Jahre 1869 beauftragt, die Vorfälle von Jeu-jang zu untersuchen.

Doch sind wir nicht ohne Hoffnung, die Wahrheit an den Tag zu bringen und uns Gerechtigkeit zu verschaffen. Msgr. Desflèches hat soeben eine Bittschrift an den Marschall Mac-Mahon abgesandt."

Kwang-tong. Aus dieser chinesischen Provinz hatten wir schon früher traurige Mittheilungen zu machen (vgl. 1875, S. 62) und noch immer ist die Ruhe nicht hergestellt. Folgende Zeilen aus einem Briefe des hochw. Herrn Chausse vom 20. December 1875 an den hochw. Herrn Voisin, einen der Direktoren der auswärtigen Missionen von Paris, zeigt uns, in welcher Gefahr und beständigen Aufregung die Missionäre inmitten einer drohenden Bevölkerung arbeiten und leiden:

„. . . Lärm und Geschrei umringt uns von allen Seiten; unsere Feinde schärfen ihre Waffen; in der Abgelegenheit meines Versteckes höre ich von Zeit zu Zeit ihr triumphirendes Geschrei; sie drohen, unser letzter Tag sei gekommen. Ich werde noch weiter fliehen müssen, um nicht die Veranlassung grausamer Verbrechen zu sein. Weihnachten ist der Tag, den sie zu unserer Vernichtung ausersahen. Sie erinnern sich, daß an diesem Feste vor sieben Jahren der hochw. Herr Delavay unter ihren Streichen fiel, daß sie damals den ganzen Distrikt mit Trümmerhaufen füllten, die wir noch immer nicht durch Neubauten ersetzen konnten. Aber heute wollen sie weiter gehen. Konnten sie ungestraft die Kapellen und die Wohnungen der Christen niederbrennen, den Missionär durch die Straßen schleifen und mit Füßen treten, so hoffen sie jetzt durch ein allgemeines Blutbad das Christenthum von Grund aus zu vernichten. Sie zählen auf die Zusammenkünfte der Christen am Weihnachtsfeste. Aber Gott wird ihnen, wie ich hoffe, einen Strich durch die Rechnung machen. Ich verbot allen meinen Christen an diesem Tage jegliche Zusammenkunft. So werden wir denn, während die christliche Welt die frohen Weihnachtslieder singt, von unseren Verstecken von Lueitscheu aus nur im Geiste uns mit dem Freudenjubel der Kirche vereinigen können.

Ich habe Kanton den 2. November auf einer chinesischen Dschonke verlassen. Beinahe wären wir gescheitert. Mitten in der Nacht stieß unser sorgloser Pilot mit einer andern Dschonke zusammen, die augenblicklich versank. Wir kamen mit einer leichten Beschädigung davon. Seit meiner Ankunft konnte ich hier einer großen Anzahl die heiligen Sacramente spenden. Die meisten Christen haben keine Wohnung mehr, andere irren heimathlos durch's Land, die Wiederkehr des Friedens erwartend. Mehr als 30 Familien durften nicht in ihr Dorf zurückkehren; die Heimgekehrten mußten sich auf den Brandstätten ihrer früheren Wohnung kleine Hütten erbauen. Da hausen sie nun und wagen kaum zu beten, aus Furcht, die Heiden möchten sie hören.

Nach all dem urtheilen Sie selbst über unsere Noth. Alles wurde geraubt, meine Christen haben rein nichts mehr. Ich fand ein weißes Meßgewand bei Msgr. Guillemin — was ist das für die Bedürfnisse eines so großen Landes? Ich habe weder Crucifix noch Rosenkranz. Aber vor Allem fehlt es an Geldmitteln und ich brauchte so große Summen, um allem Elende rundum zu steuern! Ich möchte gerne die Christen in eigenen Dörfern sammeln, um sie den Gefahren einer zu großen Zersprengung zu entziehen. Aber der Kostenpunkt nöthigt mich, für den Augenblick diesen Gedanken aufzugeben."

Hinterindien.

Kambodscha. Auf der südöstlichen großen Landzunge Hinterindiens vom Golfe von Siam bespült liegt das Reich Kambodscha, früher zu Annam gehörend, jetzt theilweise ein Vasallenstaat Frankreichs. Der Obere der dortigen Mission, der hochw. Herr Cordier, theilt über den Stand und die Fortschritte des Christenthums zu Ende des Jahres 1875 folgende erfreuliche Nachrichten mit:

„Das Werk der Bekehrung geht voran, wenn auch langsam.

Eine Hauptschwierigkeit, der Mangel an Katechisten, wird hoffentlich bald gehoben sein. Die Zahl der Zöglinge unserer Anstalt ist bedeutend gewachsen; wenn auch nicht alle davon zur Ehre des Priesterthums berufen sind, so werden sie doch als Katechisten und Schullehrer der Mission gute Dienste leisten. Auch von dem neuen Waisenhause hoffe ich viel; sechs Schwestern von der Vorsehung (aus Portieux) werden nächstens ankommen. Ein neuer Missionsposten wurde in einer Provinz gegründet, wo viele durch die Verfolgungen zersprengte Christen seit 20—30 Jahren unter den Heiden verborgen leben. Möge Gott diese verirrten Schäflein wieder der Heerde zuführen! Der Mitbruder, der diese Station übernahm, hegt große Hoffnung, nicht nur sie zu Gemeinden zu sammeln, sondern auch die Heiden zu bekehren. Auf einer Reise in jene Gegenden hatte ich vor Kurzem den Trost, mehreren erwachsenen Heiden die heilige Taufe zu spenden. Das Jubiläum wurde in allen Gemeinden der Mission verkündet, und viele Saumselige, die seit Jahren ihre religiösen Pflichten vernachläßigten, benützten diese Heilsgelegenheit. Möge ihnen der Herr die Gnade der Beharrlichkeit verleihen!

Zum Schlusse noch eine kurze statistische Notiz dieser Mission:

Bevölkerung	Heiden	2,000,000
	Katholiken	9,922
Taufen	von erwachsenen Heiden . . .	209
	von christlichen Kindern . . .	468
	von heidnischen Kindern . . .	795
Missionäre		14
Katechisten		6
Kirchen und Kapellen		45
Schulen		12
Zahl der Zöglinge		255

Birmanien.

Östliches Vikariat. Der apostolische Präfekt von Ostbirmanien, der hochw. Herr Eugen Biffi, schreibt aus Töngu am 17. October 1875 an Msgr. Marinoni, den Oberen des Seminars der auswärtigen Missionen von Mailand:

„Auch dieses Jahr hat Gott sich gewürdigt, die Anstrengungen der Missionäre zu segnen. Mehr als 500 neue Christen haben sich der Heerde Jesu Christi eingereiht. Die religiöse Bewegung gewinnt nicht nur unter den Heiden, sondern auch unter den Protestanten an Bedeutung. Ein Beispiel als Beleg: Eines Tages kam ein protestantischer Katechist zu mir und sagte: ‚Skadogi (großer Meister), die Leute meines Dorfes wollen in Deine Religion eintreten. Willst Du sie aufnehmen?‘ — ‚Gibt es denn keinen Häuptling in Deinem Dorfe?‘ fragte ich. ‚Wenn das der Wunsch der Einwohner ist, so ist es an dem Häuptlinge, mit mir zu verhandeln.‘ Drei Tage später kam der Häuptling sammt Gefolge, ein Mann von 60 Jahren. Er bat mich, ihn in unsere Kirche aufzunehmen. Auf meine Frage, weßhalb er die protestantische Lehre verlassen wolle, antwortete er: ‚Wir sehen unsere Lehrer in beständiger Uneinigkeit. Erst waren wir Baptisten; aber Madame Mason[1] trennte sich von den andern Predigern und wir folgten ihr. Heute will nun Madame Mason mit uns zu den Anglikanern übergehen. Wir verstehen von all' dem sehr wenig, aber es scheint uns, die Wahrheit müsse einig sein. Wir sehen euch, und ihr Alle seid Eins wie ein Mann; ihr lehrt Alle dieselben Lehren; ihr eilt überall hin, in Sonnenschein und Regen, um den Kranken beizustehen; ihr lebt in den Bergen wie wir; eure Nahrung ist dieselbe, wie die unsere; wir können mit euch reden und ihr behandelt uns wie eure Kinder. Unsere Lehrer hingegen kommen nur nach langer, langer Zeit und im Gefolge von vielen Dienern, welche Tische tragen und Sessel und Fleisch und Vorräthe aller Art. Nein, nein! Bei euch sehen wir die Religion des hl. Paulus.‘ [1]

Um sie noch mehr zu prüfen, sagte ich ihnen: ‚Geht in's Gebirge und suchet den P. Rochus; er redet eure Sprache und wird euch besser unterweisen können!‘ Sie gingen; eine Woche später kamen sie wieder zu mir. ‚Ihr kommt,‘ sagte ich ihnen, ‚um Unterstützung zu erlangen. Was wißt ihr von unserer Religion? Ihr müßt euch noch besser unterrichten lassen, damit ihr den Schritt verstehet, den ihr vorhabt.‘ ‚Wir wollen Gott anbeten, wie ihr,‘ sagten sie, ‚denn wir sind überzeugt, daß ihr die Wahrheit habt.‘ Über dieses Gespräch trat ein protestantischer Katechist von spanischer Abkunft heran, der ebenfalls bald Katholik sein wird, ein Freund des obenerwähnten Katechisten. Als er hörte, um was es sich handle, sagte er: Setzet nur kein Mißtrauen in die Gesinnung dieses Mannes (auf den Häuptling deutend), den kenne ich seit langen Jahren, und schon oft hat er mir erklärt, die Religion der ‚Brindschi‘ (Katholiken) sei die wahre. ‚Es gibt,‘ sagte er mir, ‚drei Religionen, die der Baptisten, die der Anglikaner und die der Katholiken. Die letzte, glaube ich, ist die wahre. Wenn sie falsch ist, so ist Alles Betrug und ich glaube nichts mehr.‘ Dann fügte er bei: ‚Ich weiß, daß der hl. Paulus in Rom gepredigt hat; ich weiß, daß es lange Zeit nur Eine Religion gab — die eure. Wenn eure Religion damals die wahre war, so muß sie es auch heute noch sein. Die andern Religionen, die vor 300 Jahren von der eurigen sich abtrennten, sind neu — ich glaube an die alte!‘

Da ich mich so von den reinen Beweggründen der Einwohner jenes Dorfes überzeugt hatte, nahm ich sie in die Kirche auf. Die Baptisten erhoben ein großes Geschrei. Bis jetzt lagen unsere Dörfer außerhalb ihres Reviers, das neue katholische Dorf aber ist im Herzen ihres Districtes. Sie werden sagen, wir hätten die Neophyten gekauft und bestochen und ähnliche Verleumdungen vorbringen. Trotz ihres Lärmens werden wir vorangehen. Wir sind überzeugt, daß eine große Zahl von Baptisten zu uns übergehen wird, wenn es uns gelingt, in diesem Dorfe festen Fuß zu fassen.“

Aus einem andern Briefe desselben Missionärs an seine Mutter entnehmen wir noch folgenden interessanten Zug:

„Bei meinem letzten Aufenthalte unter unsern Karenen in den Bergen mußte ich einen Baum mit Sturm nehmen. Das kam so: In einem karenischen Dorfe befindet sich ein riesiger Baum. Der Stamm hat einen Umfang von 25 Fuß und die Äste dehnen sich so weit aus, daß das ganze Dörfchen in seinem Schutz und Schatten steht. Die Mehrzahl der Einwohner sind Christen und auf unseren Wunsch haben sie sich neben diesem Baume niedergelassen.

Als ich sie letztes Jahr besuchte, herrschte die größte Bestürzung unter diesen guten Leuten. ‚Dieses Jahr sterben wir Alle,‘ sagten sie. ‚Aber wir werden euch nicht verlassen,‘ erwiederte ich ihnen, ‚so lange wir noch ein Stücklein Brod haben, werden wir es mit euch theilen.‘ Ich meinte nämlich, sie fürchteten eine Hungersnoth. Allein sie zeigten auf den riesigen Baum hin und sagten leise: ‚Der Baum ist von Teufeln bewohnt und die Leute sagen, wir wären Alle des Todes, weil wir ihre Wohnung beunruhigt hätten.‘ ‚Was laßt ihr aber euch von den Heiden so belügen? Seid guten Muthes; der Baum ist wie alle andern Bäume! Wißt ihr denn nicht, daß unser Herr von den Teufeln nichts zu fürchten hat? Seid ihr denn nicht wiedergeboren in der heiligen Taufe? Was fürchtet ihr also?‘

Meine Worte schienen ihnen Muth einzuflößen und sie zogen sich beruhigt in ihre Hütten zurück. Aber eine Stunde später kamen sie wieder und sagten: ‚Steige auf den Baum und verjage die Teufel. Wenn Du droben betest, so werden die bösen Geister die Flucht ergrei-

[1] Die Frau eines Baptistenpredigers, eine sehr unternehmende Person, welche die ganze Mission selbst leitete.

[1] Die Protestanten-Prediger haben bekanntlich stets den hl. Paulus im Munde; so kommt es, daß dieser birmanische Häuptling die christliche Religion einfach die Religion des hl. Paulus nennt.

fen und nicht mehr zu kommen wagen.' — ‚Ist das Alles?' sagte ich; ‚bringt mir eine Leiter!' Zweifelsohne kam der Vorschlag von den Heiden, und hätte ich mich geweigert, so würden sie gesagt haben: ‚Seht, eure Priester haben Furcht!' Um also unsern Christen jede Angst zu benehmen, erbot ich mich, auf den Baum zu klettern. Die Wahrheit zu sagen, ich hatte wohl etwas Angst, aber nicht vor den Teufeln, sondern vor der Höhe des Baumes, vor der miserablen Leiter, die man für mich zurecht machte und auch weil mein Kopf sich nicht ganz schwindelfrei fühlte.

Die Leiter war im Nu fertig. Zwischen zwei lange Bambusrohre wurden gespaltene Bambusstäbchen als Sprossen gefügt; aber sie war zu kurz und man mußte eine zweite daran festbinden. Als Alles in Ordnung war, kletterte ich unter tiefem Schweigen aller Umstehenden empor. Die Sache war nicht so leicht, denn die schwanke Leiter stand sehr steil und die Sprossen waren sehr weit von einander. Endlich kam ich oben an und konnte nicht ohne Gefahr in den Baum steigen. Die hochw. Herren Gottfried Conti und Rochus Tornatore folgten mir sammt einigen Karenen, die sich von ihrem Schrecken erholt hatten. Wir setzten uns in der Krone und ich segnete von da aus meine lieben Neophyten, indem ich sie ermahnte, in Zukunft keine Furcht vor den Teufeln zu haben. Dann stiegen wir wieder herab.

Alsbald kletterten die Leute, außer sich vor Freude, in den Baum, sprangen so behende wie Affen von Ast zu Ast und alle Teufelsfurcht war verflogen, denn die Priester hatten den Baum erstürmt und nichts war mehr zu fürchten."

Griechenland.

Athen. Wie traurig es in der griechisch-schismatischen Kirche in Bezug auf die Besetzung der Kirchenämter steht, ist bekannt. Das Patriarchat von Konstantinopel ist nur zu oft die Beute des Meistbietenden, der sich die ausgelegten Summen wieder zu verschaffen weiß, indem er die Bischofssitze verkauft, während die Bischöfe sich durch den Verkauf der Weihen und Segnungen schadlos halten. Häufig hat man wohl die Türken für diese schmachvolle Simonie verantwortlich machen wollen; aber wie uns ein neuestes Ereigniß aus der schismatischen Kirche des Königreichs Griechenland lehrt, stehen die unabhängigen Griechen mit ihren unter türkischer Herrschaft lebenden Glaubensgenossen in dieser Beziehung auf gleicher Stufe. Vor einiger Zeit hatte die Deputirtenkammer von Athen eine Commission bestellt, um gegen die früheren Minister Valassopulos und Nicolopulos eine Untersuchung wegen Simonie einzuleiten. Dieselbe ergab folgende Thatsachen:

„Als der erzbischöfliche Stuhl von Argos zur Erledigung kam, ließ der damalige Cultusminister Valassopulos denselben durch seine Agenten gleichsam zur Versteigerung bringen. Von einem Bewerber wurden 6000 Drachmen (etwa 4000 M.) geboten, während ein anderer dem Minister Diamanten, Juwelen und andere Kostbarkeiten im Werthe von mehr als 10,000 Drachmen versprach. Allein diese Verhandlungen führten zu keinem Ergebniß, weil sich inzwischen ein dritter Candidat fand, der denn auch den erzbischöflichen Stuhl erlangte, weil er die Sache practischer anfaßte; er erlegte nämlich ohne Verzug einen Betrag von 10,000 Drachmen zu Händen des Justizministers Nicolopulos, und eine gleiche Summe erhielt der Cultusminister Valassopulos. Doch hat der Candidat bis zu dem Tage, an welchem seine Ernennung vollzogen wurde, noch Schmucksachen im Werthe von beinahe 10,000 Drachmen einkaufen lassen, die auch zum größten Theil für den Cultusminister bestimmt waren.

„Zur nämlichen Zeit und in der nämlichen Weise kam auch der erzbischöfliche Stuhl von Messenien zur Versteigerung. Zwei Candidaten bewarben sich um diese Stelle; der eine von diesen hat erwiesener Maßen zu diesem Behufe ein Darlehen von 10,000 Drachmen aufgenommen und diese Summe der ihm von Agenten des Ministers bezeichneten Person übergeben unter der Bedingung, daß sie ihm zurückgezahlt werde, falls er die Stelle nicht erhalte; der andere hingegen übergab der nämlichen Person, die mit dem Cultusminister nahe verwandt war, die Summe von 15,000 Drachmen. Auch in diesem Falle ging der Meistbietende als Sieger aus dem Wettstreit hervor.

„Bei der Ernennung des Bischofs von Patras und Elis soll gleichfalls eine Bestechung des Cultusministers stattgefunden haben. In diesem speciellen Falle, so berichtet die Commission, sei die Verzweiflung, welche sich im Beginn der Verhandlungen des Candidaten wegen seiner Armuth bemächtigt habe, hinlänglich durch Zeugen erhärtet. Ebenso sei nachgewiesen, daß auch für diesen Candidaten sich eine Persönlichkeit fand, welche ihm einen Betrag von 11,200 Drachmen leihweise vorstreckte. Eine dritte, dem Candidaten persönlich befreundete Person habe diesen Betrag zu eigenen Händen des Cultusministers deponirt. Später, als sich das Gerücht verbreitete, daß vom Staatsanwalt eine Untersuchung wegen Bestechung eingeleitet werden sollte, hat sich die Persönlichkeit an einen Rechtsfreund gewendet und — diesem die bestimmte Frage vorgelegt: ‚Ob Jemand, der einem Minister im Namen einer dritten Person ein Geschenk überreicht hat, gerichtlich verfolgt werden und ob er dieß bei der Voruntersuchung furchtlos aussagen könne?'

„Bei der Verleihung des erzbischöflichen Stuhles von Cephalonien haben die bisherigen Vermittlungsagenten nicht mehr ausgereicht, und es tritt hier eine neue Persönlichkeit auf, welche sich von einem Bewerber zum andern begibt und jedem Einzelnen sagt: ‚Ich bin im Stande, Ihre Ernennung zum Erzbischof von Cephalonien durchzusetzen. Dazu bedarf es aber des Geldes.' Einen Candidaten habe dieser gefährliche Agent zu größeren Geldgeschenken besonders geneigt gefunden. Er führte denselben zum Cultusminister, ließ ihn jedoch im Wagen zurück, um vorerst allein mit dem Minister zu sprechen. Zum Wagen zurückgekehrt, sagte er dem Candidaten, der Minister wolle nichts unterschreiben, er bestehe darauf, daß ihm vorerst das Geld übergeben werde. Daraufhin begab sich der Candidat zum Minister und überreichte demselben in Gegenwart des Agenten 12,000 Drachmen in Noten der griechischen Nationalbank. Allein der Ernennung des Candidaten waren durch seine politischen Gegner noch viele Schwierigkeiten bereitet worden, welche erst beseitigt wurden, als er sich zu einem neuen Geldopfer entschloß und dem Minister Valassopulos einen weitern Betrag von 8000 Drachmen einhändigte. Ueberdieß habe der Agent noch den Betrag von 3000 Drachmen für seine Mühewaltung erhalten, und diesem sei auch das Ernennungsdecret ausgefolgt worden. Aus den Zeugen-Aussagen geht weiter hervor, daß auch der Minister Nicolopulos an allen diesen Beträgen seinen Antheil hatte. Das harmonische Zusammenwirken der beiden Minister datirt von dem Augenblicke an, wo der Cultusminister von dem spätern Erzbischofe von Argos den gleichen Betrag von 10,000 Francs wie sein College Nikolopulos eingehändigt erhielt.

„Die Frage wegen Besetzung der genannten bischöflichen Stühle kam gegen den bis dahin gepflogenen Gebrauch niemals im Ministerrathe zur Sprache, vielmehr legte der Ministerpräsident Bulgaris einem Mitgliede, welches diese Frage anregen wollte, Stillschweigen auf, indem er erklärte, daß diese Angelegenheit ausschließlich in das Ressort der Minister des Cultus und der Justiz gehöre."

Der Bericht schließt hieraus, daß die genannten zwei Minister sich des Verbrechens der Simonie nach Artikel 456 § 3 des Strafgesetzbuches und nach Artikel 80 und 81 der Verfassung schuldig gemacht hätten, indem sie dieses Verbrechen in ihrer Eigenschaft als Minister begingen, und beantragt schließlich, die Kammer möge eine eigene aus ihrer Mitte zu wählende Commission mit der Vollmacht ausstatten, die Anklage wegen Verbrechens der Simonie gegen die genannten zwei Ex-Minister zu erheben.

Der Antrag der Commission wurde von der Kammer angenommen und von einem durch das Loos aus den obersten Gerichtshöfen gewählten Richtercollegium die Anklage erhoben. Nach langwierigen Debatten, in denen die Angeklagten vergebens den Thatbestand zu verdunkeln suchten, wurde am 12. April d. J. das Urtheil verkündet. Dasselbe lautete gegen den Justizminister Nicolopulos auf 10 Monate, gegen den Cultusminister Valassopulos auf ein Jahr Gefängniß; letzterer wurde zugleich zu 52,000 Drachmen (circa 42,000 M.) und zum Verlust der Ehrenrechte auf drei Jahre verurtheilt. Am gnädigsten wurden die drei simonistischen Bischöfe behandelt, der vierte war vor der Urtheilsfällung gestorben; als einzige Strafe wurde ihnen auferlegt, das Doppelte der Summe, durch welche sie ihre Sitze erkauft hatten, an den Armenfonds zu bezahlen. Sie werden sich dafür wohl an ihrer Heerde schadlos zu halten wissen. Armes Volk, das solche Hirten hat!

Miscellen.

Belohnter Glaube. Die Catholic Review von Brooklyn theilt folgenden Brief eines Pfarrers aus dem Staate New-York mit: „Unter meinen protestantischen Bekannten befindet sich eine sehr angesehene Familie, in deren Mitte sich jüngst folgendes merkwürdige Ereigniß zutrug. Kein Glied der Familie war getauft, obgleich sie alle die protestantische Episcopalkirche zu besuchen pflegten; seit einiger Zeit hatten sie begonnen, sich mit der katholischen Kirche bekannt zu machen und der Erfolg dieser Nachforschungen hatte sie der Kirche näher gebracht, ohne daß jedoch von einer Conversion die Rede gewesen wäre. Vor wenigen Wochen machte das Haupt der Familie, ein echter amerikanischer Gentleman, in Begleitung seiner einzigen Tochter, eines Mädchens von etwa 16 Jahren, einen Ausflug nach seinem Landsitz. Hier wurde er bei seiner Rückkehr von einem Spaziergang von einem heftigen Schlaganfall betroffen, der sein Leben in die höchste Gefahr setzte. Die arme Tochter war außer sich vor Schrecken und Angst; sie sendete Boten ab zu den Ärzten der Nachbarschaft und erkundigte sich angelegentlich um einen katholischen Priester; allein der nächste wohnte in einer Entfernung von 22 (engl.) Meilen. Da läßt das Mädchen, welches, obwohl nicht getauft, eine katholische Klosterschule besucht hatte, die irischen Mägde des Hauses kommen und bittet dieselben um etwas Weihwasser; aber diese hatten selbst keines. Sie fragt dann, ob sie nicht ein Skapulier trügen, und als diese Frage bejaht wurde, bat sie inständig, ihr ein solches zu leihen. Mit dem ganzen Glauben und Vertrauen ihres jungen Herzens legte sie dieses um den Hals ihres Vaters, und bat die allerseligste Jungfrau, durch ihre mächtige Fürbitte ihm die Gesundheit zu erlangen. Das Gebet des guten Kindes wurde erhört und der Vater ihr wiedergeschenkt. Es war gewiß ein bewundernswerther Act des Glaubens bei einer Nicht-Katholikin, der auch noch größere Gnaden verdiente. Der Vater hat seither seine Einwilligung gegeben, daß seine Tochter im katholischen Glauben unterrichtet und getauft werde; er selbst ist gleichfalls entschlossen, denselben anzunehmen, und seine treffliche Frau wird wohl, denke ich, seinem Beispiele folgen."

Einen riesigen Erfolg der Baptisten-Missionäre hat eines ihrer Journale zu verzeichnen, worin es heißt: „Nach dreijähriger harter Arbeit hatten die Baptisten-Missionäre in Japan am 7. November 1875 das Vergnügen, in Tokio ihren ersten Bekehrten zu taufen." Die Baptisten haben 42 Hauptmissions-Gesellschaften in heidnischen Ländern. Wenn jede von ihnen solche Resultate aufweisen kann, wird es lange währen, bis alle Heiden zum Christenthum bekehrt sind.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch B. Herder in St. Louis: Mi Josu, Misericordia!	67.20
Durch Caplan Otte in Stettin	5.—
Von B. in W.	18.—
Von F. K. in W.	21.—
Von R. in L.	80.—
Von Anna Maria Kohler in Windischbuch	13.80
Durch B. Herder in St. Louis, von den Mädchen der St. Josephs-Schule in Laporte, Ind.	25.20
Durch denselben von der Redaction des Ohio Waisenfreundes	11.70
Von Fräulein Elise und Anna Grothaus	42.—
Aus Theding in Lothringen	40.—
Durch Pfarrer Vollmer in Netphen	15.—
Durch Stadtcaplan Schneid in Beilngries	86 —
Durch Caplan Hasenöhr in Röhrenbach	52.—
Durch F. L. H. K. in Werne	23.70
Durch B. Herder in St. Louis, von Rev. Färber in St. Louis	26.—
Von Frau Sch. A. in L.	41.60
Von J. P. in Emden	30.—
Durch Pfarrer Strobel in Thalheim	54.86
Aus der Schweiz: eine goldene Repetiruhr, Werth circa Frk. 50.	
Für den Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von R. in L.	60.—
Durch Bittner in Stubendorf	6.—
Für den Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Durch B. Herder in St. Louis: Miserere nostri, Jesu infans	67.20
Von A. Sp. in Attenkirchen	6.—
Für das deutsch-österreichische Missionshaus in Steyl:	
I. h. b. M. V.	40.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
O. A. M. D. G. aus Stuttgart	100.—
Von der Herz-Jesu-Bruderschaft in Lemberg	65.14
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
Durch B. Herder in St. Louis: St. Joseph, ora pro nobis	67.20
Durch Mayer u. Co. in Wien, von M. G. in B. fl. 10. ö. W.	17.14
Durch P. J. Hundt in Olpe	21.—
Für P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Durch B. Herder in St. Louis: Ecce homo	67.20
Von der Ecce-homo-Bruderschaft in Holzkirchen	48.—
Für die Waisenanstalten in Bethlehem:	
Durch B. Herder in St. Louis: Dulce cor Marie, sis mea salus	67.20
Durch Caplan Klose in Neustadt	30.—
„Gelobt sei Jesus Christus"	90.—
I. h. b. M. V.	100.—
Von Ungenannt aus Ubstadt	6.50
Für verschiedene Zwecke:	
Durch Religionslehrer Lübtke in Konitz	6.40
Durch Stadtpfarrer Dr. Schwarz in Ellwangen	229.—
Von Ungenannt	29.70
Aus Alt-Reichenau	20.—
Von R. in L.	60.—
Durch J. B. H. in Zeutnig	132.—
Durch F. X. Schaub	20.—
Aus Oberhausen, Diöcese Regensburg	85.71
Von K. A. B. H.	15.—
Durch die Redaction des Volksblattes in Wien fl. 13. ö. W.	22.29
Von dem Kindheit-Jesu-Verein in Roggendorf	4.18
Durch Abbé Jung in Bruchsal	2.—
Aus Neuß: „Herr, gib den Seelen meiner Eltern die ewige Ruhe"	20.—
Aus Aachen von C. W. K.	33.—
Von Pfarrer S. in S. bei Trier	32.—
Durch A. J. Köppel in St. Gallen, von Pfarrer H.	8.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.